

Volks-Tribüne.

Social=Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 850 der Zeitungsverzeichnisse für das Jahr 1888.)

Redaktion und Expedition:
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expediteurs:
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 43.

Sonnabend, den 27. Oktober 1888.

II. Jahrgang.

Höherer Arbeitslohn ist nicht alles. — Zum Klassenwahlssystem (in Preußen, Sachsen, Braunschweig). — Die Brodvertheuerung. Aus Frankreich. — Aus der amerikanischen Arbeiterbewegung. — Eine bemerkenswerthe Selbsthilfe.

Der Streikführer. Gedicht. — Soziales Bild aus Rußland von Gorbunoff. — Kunst und Revolution. — Ein Vorläufer des Sozialismus in Italien.

Politische Nachrichten. — Kleine Mittheilungen. — Gewerkschaftliches. — Vereine und Versammlungen.

Anforderung zum Abonnement.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh in Berlin und sucht in gründlichster Weise alle auftauchenden politischen und wirtschaftlichen Fragen vom

sozialistischen Standpunkte

aus zu beleuchten.

Gerade heute, wo das Vereinsleben der Arbeiter gänzlich darniederliegt, erscheint uns ein Wochenblatt, wie das unsrige als ein unentbehrliches Aufklärungsmittel des Volkes.

Wir bitten alle Freunde unseres Mattes, recht eifrig für die weitere Verbreitung der

„Berliner Volks-Tribüne“

einzutreten.

Bei Bestellungen in Berlin wende man sich stets direkt an die Expedition. Dieselben liefern die „Berliner Volks-Tribüne“ für 50 Pfennige monatlich jeden Sonnabend Morgen frei ins Haus.

Probenummern jederzeit gratis. Durch jede Postanstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 850 der Zeitungsverzeichnisse für das Jahr 1888.)

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“

Berlin S. O., Oranienstr. 23.

Höherer Arbeitslohn ist gut, aber er ist nicht alles.

Beschränkte Menschen aller Art können sich darüber nicht zufrieden geben, daß selbst solche Arbeiter, die den „höchsten“ Lohn beziehen, ein paar hundert Mark in der Sparkasse oder ein Häuschen haben, die im Stande sind, eine Bernsteinspitze zu besitzen und Uhr mit Kette zu tragen, dennoch „unzufrieden“ mit ihrer Lage sind und fortfahren, Andere „anzuhetzen“.

Diese Leute, welche im sogenannten „höchsten“ Arbeitslohn das Ende alles Strebens, die Glückseligkeit selber erblicken, haben keine Ahnung vom Werth des Lebens, der doch einzig und allein in der Freiheit und Unabhängigkeit des Individuums besteht.

Unter der Voraussetzung selbst, daß ein Mensch kerngesund ist und von Familienunglück verschont bleibt — und wie weit hat man zu suchen, ehe man diese beiden Voraussetzungen dauernd vereint antrifft! — unter dieser Voraussetzung selbst hat der Lohnarbeiter — und bezöge er den „höchsten“ Arbeitslohn — das Recht, „unzufrieden“ zu sein, weil er nicht frei, nicht unabhängig ist, sondern der Laune oder der Gnade Anderer, oder dem Zufalle des Geschicks sich beständig preisgegeben sieht.

Dieses Gefühl und Bewußtsein: „Dein Leben hängt von dem Wohlwollen eines Menschen oder einiger weniger Menschen und dem unberechenbaren Zufalle ab“ — das ist es, was auch den „höchsten“ Arbeitslohn unendlich klein erscheinen läßt und den Werth selbst einer solchen bessergestellten Existenz beträchtlich verringert.

Es giebt allerdings Bedientennaturen, die sich in ihrer Abhängigkeitsrolle ziemlich wohl fühlen, weil diese der Geistessträgheit zu Statten kommt. Aber ein Mensch, der Fähigkeiten und Selbstbewußtsein besitzt, kann sich niemals im Zustande der kapitalistischen Lohnarbeit wohl befinden.

Wenn sich die Arbeiterbewegung lediglich aus den allerärmsten und schlechtestbezahlten Arbeitern rekrutirte, dann stände es sehr schlimm um die Arbeitersache; denn es läge die Gefahr nahe, daß die Bewegung aufhörte, sobald die Löhne um ein Geringes erhöht würden. Eine derartige Arbeiterbewegung hätte nur geringe Bedeutung, weil sie sich auf den Thaler und Groschen zuspitzte und weil ihr das Kulturmoment fehlte.

Der Thaler und der Groschen — oder die Magenfrage — giebt wohl den Anstoß zum Erwachen des Arbeiters, aber um ihn wach zu halten, bedarf es eines höheren Ideales, des Zieles der Freiheit und Unabhängigkeit von der Person des Kapitalisten.

Dieses Ziel haben namentlich diejenigen Arbeiter begriffen, welche an unserer Sache theilnehmen, ohne daß ihnen das Wasser am Halse steht; die sogenannten bessergestellten Arbeiter, welche, obgleich sie nicht am Hungertuch nagen, den Kampf gegen die kapitalistische Privatproduktion aufgenommen haben.

Je größer die Zahl der bessergestellten Arbeiter in unseren Reihen ist, desto leichter und sicherer der Erfolg. Denn erst kommt die kräftige Suppe und dann die politische Thätigkeit. Der leibliche Mensch muß erst befriedigt sein, ehe man an den geistigen herantreten kann. Einem Hungernden kann man ebensowenig von Idealen wie von Sittlichkeit predigen.

Wir theilen daher nicht die ganz und gebe Beforgnis, daß die organisirten Arbeiter, wenn sie erheblich bessergestellt würden, den Kampf gegen die kapitalistische Privatproduktion aufzugeben bereit wären. Im Gegentheil: dann hätten sie mehr Ruhe und mehr Mittel, für ihre Sache einzutreten.

Es läßt sich viel leichter einem Ideale nachgehen, wenn man vom drückendsten Kummer frei ist, als mit einem Kopf voller Sorgen und einem Herzen voller Bangen um die kleinlichen Bedürfnisse des Alltagslebens.

Wir bestreiten daher die von Vielen verteidigte pessimistische Idee, daß es in der Welt erst ganz erbärmlich schlecht werden müsse, ehe die Arbeiter sich aufraffen.

Die Arbeiterklasse und die Landtagswahlen in Preußen.

(Nachtrag).

Wir haben in letzter Nummer die Härten und die unheilvollen Wirkungen der Dreiklassenwahl geschildert und hätten nunmehr noch eine zweite Eigenthümlichkeit des preussischen Wahlrechtes kurz zu erwähnen, welche allein schon hinreichen würde, daß das Ergebnis der Wahlen in Preußen nicht dem wahren Volkswillen entsprechen kann: **die offene Stimmenabgabe.**

Preußen hat für die Wahlmännerwahlen öffentliche Stimmgebung zu Protokoll!

Man hat natürlich auch dieses System, das in allen Ländern vorkam und noch vorkommt, heuchlerisch zu verteidigen gesucht und ein württembergischer Abgeordneter rief sogar 1819 bei der Verfassungsberathung aus: „Wenn das Volk nicht den Muth hat, öffentlich zu wählen, dann verdient es überhaupt keine Volksvertretung.“

Derartige Aeusserungen können auf der Seite der Reichen und Unabhängigen durchaus nicht befremden, den Armen und Abhängigen aber, den von Entlassung und Maßregelung, von Arbeits- und Existenzlosigkeit Bedrohten müssen solche Worte immer wie Spott und Hohn ins Gesicht schlagen! Wie man dereinst in einer Gesellschaft wahrhaft freier und gleicher Menschen öffentliche Angelegenheiten erledigen wird, darüber mag man streiten. Aber daran kann kein Zweifel sein, daß die Forderung der offenen Stimmgebung, wenn sie heute vom Sammtypfuhl der Reichen an die Abhängigen gestellt wird, zum mindesten eine Unredlichkeit enthält. Es ist kein Kunststück, sich ins Wasser zu wagen, wenn man es zum guten Schwimmer gebracht hat; aber darum Anderen, Hülfslosen den Kopfsprung in die Tiefen zuzumuthen, ist Grausamkeit oder Hohn.

Offene Wahlen führen in der That weiter nichts herbei, als daß wirklich charaktervolle, aber abhängige Wähler der Wahlhandlung fernbleiben, und daß die Charakterlosen zur Wahl gehen, nicht aus Trieb und Ueberzeugung, sondern um Behörden, Kunden und sonstige Leute, auf die man Rücksicht nehmen muß, nicht zu verlegen, ja sie wohl gar durch politische Geschmeidigkeit sich zu verbinden. Politische Schlangenhäupter spielen bei solchen Wahlen die erste Rolle, während Männer mit Rückgrat einem Konflikt zwischen Ueberzeugung und Zwang der Interessen dadurch ausweichen, daß sie nicht einmal von dem geringen, ihnen zustehenden Rechte Gebrauch machen.

Gerade bei den kleinen Urwahlbezirken, wo — wie z. B. 1866 — auf einen zu ernennenden Wahlmann durchschnittlich kamen: in der 1. Abtheilung noch nicht 7 Urwähler, in der zweiten Abtheilung noch nicht 19, in der dritten 131 Wähler, gerade da ist eine Beaufsichtigung und Beeinflussung besonders leicht gemacht.

In ländlichen Gegenden widelt sich darum auch fast immer das Wahlgeschäft in der für den maßgebenden Großgrundbesitzer denkbar wünschenswertesten Weise ab. Der Tagelöhner, der kleine Besitzer, Leute der dritten Abtheilung, sie kommen, sie finden ihren „Herrn“ am Wahltag als Leiter — und stimmen für ihn als Wahlmann. Die zweite Abtheilung, der Pfarrer, der Lehrer, sie wählen wiederum den Inspektor des Herrn, und letzterer, der die erste Abtheilung allein ausfüllt, beglückt dann huldvollst einen ihm ergebenen Bauern mit der Ernennung zum Wahlmann. Das Ergebnis aber dieser vereinten Bezirkswahlen ist alsdann — der Herr Landrath.

Ähnlich machen sich persönliche Einflüsse, Abhängigkeitsverhältnisse auch in den Städten geltend, so daß von einer unbeeinflussten, wirklichen Volkswahl niemals gesprochen werden kann.

Darum ist nicht nur die Dreiklassenwahl, sondern auch die offene Stimmenabgabe von jedem wirklichen Volksfreunde zu bekämpfen.

Auch die Nationalliberalen haben sich früher gegen die Dreiklassenwahl erklärt.

Im nationalliberalen Programm vom 13. Juni 1868 heißt es nämlich unter anderem:

„Wie unsere Partei im Entstehen (die Reichsverfassung) zu bessern bemüht war, so wird sie ununterbrochen darauf hinarbeiten, die Verfassung in sich auszubauen.“

Das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ist unter unserer Mitwirkung zur Grundlage des öffentlichen Lebens gemacht. Wir verhehlen uns nicht die Gefahren, welche es mit sich bringt, so lange Pressfreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht polizeilich verkümmert sind, die Volksschule unter lähmenden Regulationen steht, die Wahlen bürokratischen Einwirkungen unterworfen sind, zumal die Verlegung der Diäten die Wählbarkeit beschränkt.“

Nach dem Beispiele der preussischen Verfassung haben die entsprechenden Unvollkommenheiten in die Reichsverfassung Eingang gefunden. Auf beiden Gebieten (also auch in Preußen) sind nunmehr gleichzeitig und regelmäßig die wesentlichen Forderungen zu erstreben, welche die allein sichere Grundlage des öffentlichen Rechts gewähren.“

Nach wie vor verlangen wir die Ausführung der in der preussischen Verfassung verheißenen Gesetze und die Reform des Herrenhauses als Vorbedingung aller Reformen.“

Dazu dann noch aus einem im Oktober 1868 erschienenen Wahlaufruf Folgendes:

„Das beschränkte Klassen-Wahlrecht hat sich überlebt und der nächste (!) Landtag wird zu prüfen haben, in welcher Weise und unter was für Voraussetzungen der Uebergang zum allgemeinen Stimmrechte zu bereiten ist.“

Bei den neueren Kreis-, Provinzial- und Städteordnungen hat selbst die preussische Regierung auf die „offene Stimmenabgabe“ verzichtet.

Im Jahre 1872 nahm eine konservative Mehrheit des Abgeordnetenhauses nach dem Vorschlage der Regierung

die bekannte neue Kreisordnung an mit einem Wahlreglement, worin es ausdrücklich heißt:

„Die Wahlen erfolgen durch abgestempelte, bei der Verhandlung zu verteilende Stimmzettel“.

Die 1875 erlassene neue Provinzialordnung bestimmte gleichfalls:

„Die Wahl erfolgt durch Stimmzettel“.

Ebenso beruhen die neueren Kreis- und Provinzialordnungen auf dem geheimen Wahlrecht. Von keiner Seite erfolgte hiergegen Widerspruch.

Derartig war früher die Zweckmäßigkeit der geheimen Abstimmung allgemeine Ueberzeugung geworden, daß der 1876 vorgelegte Entwurf einer neuen Städteordnung zwar wegen vieler anderer Bestimmungen, aber nicht im Mindesten deshalb bemängelt wurde, weil er vorschlug, bei den städtischen Wahlen das geheime Stimmrecht einzuführen. Die Regierungsvorlage begründete diese Einführung ganz kurz mit folgenden Worten:

„Der Entwurf folgt in diesem Punkte dem System des Reichswahlgesetzes vom 31. Mai 1869. Das diesem System zum Grunde liegende Motiv, die Wähler vor illegitimen Beeinflussungen und vor der Nothwendigkeit einer Rücksichtnahme auf Personen und äußere Verhältnisse zu bewahren, trifft in verstärktem Maße bei den auch bezüglich der passiven Wahlfähigkeit in dem engeren Kreise der Mitbürger einer und derselben Gemeinde sich vollziehenden Kommunalwahlen zu“.

Als eine der vielen Abnormitäten,

welche das preussische Landtagswahlgesetz mit sich bringt, verdient die Thatsache Erwähnung, daß z. B. der 868. Wahlbezirk Berlins in Folge der in der Ruppstraße wohnenden Militärbevölkerung in den drei Klassen nur 62 eingeschriebene Wähler hat, denen die Wahl von 5 Wahlmännern zusteht, während benachbarte Bezirke über 500 Wahlberechtigte umfassen, die nur 4 Wahlmänner zu wählen haben.

Bei Berechnung der Seelenzahl der Urwahlbezirke, von denen keiner weniger als 750 und mehr als 1749 Seelen umfassen darf, sind nämlich die aktiven Militärpersonen mitzuzählen. Wählen dürfen sie aber nicht, sodaß nur ganz wenige wahlberechtigte „Civilisten“ übrig bleiben.

Dadurch wird das Kapitel der „Kuriosa“ vervollständigt, das wir in unserer vorigen Nummer brachten.

Das veraltete Wahlsystem für den Landtag

in Sachsen-Weimar hat eine geradezu beispiellose Nichtbetheiligung bei den Wahlen zur Folge gehabt.

Die „Köln. Ztg.“ berichtet darüber:

Es erschienen beispielsweise in Jena von mehr als 800 Urwählern am ersten Wahltag nur 10, und trotzdem vor der Nachwahl sämtliche Wahlberechtigte durch die Bezirksvorsteher persönlich zur Theilnahme aufgefordert worden waren, kamen auch noch nicht einmal 100 Wähler zusammen, ja, da aus einzelnen Bezirken gar keine Wähler erschienen waren, mußten noch in letzter Stunde Stimmen nach den Säumnigen ausgeschickt werden.

Da in einem Bezirk weniger als die Hälfte der Stimmberechtigten erschienen war, so mußte eine Nachwahl angeordnet werden, zu der überhaupt kein Wähler erschien.

In Niederrhein in Sachsen

wird, wie wir der Chemnitzer „Presse“ entnehmen, der Gemeinderath gewählt auf Grund des Ortsstatuts vom Jahre 1837, welches also bald nach Inkrafttreten der alten Landgemeinde-Ordnung festgesetzt worden war. Hiernach findet Klassenwahl statt und es wählen

die circa 50 Gutsbesitzer sechs,

die circa 200 Hausbesitzer vier,

die circa 500 Unanständigen zwei Gemeinderatsmitglieder.

Auch nicht übel!

Die „Elendigkeit“ des Dreiklassenwahlsystems

— mag es in den verschiedenen Bundesstaaten noch so verschieden aussehen — trat auch bei der Fertigstellung der Wählerlisten zu den Stadtverordnetenwahlen in Braunschweig (Stadt) recht deutlich hervor.

Die Zahl der Wähler beträgt

	1. Kl.	2. Kl.	3. Kl.	zusammen
August- und Steinthor-Distrikt	64	311	2768	3143
Wenden- und Petrihor-Distrikt	60	247	2244	2551
Hohe- und Wilhelmshor-Distrikt	75	296	2517	2888
zusammen	199	854	7529	8582

Die 1053 Bürger der beiden ersten Wahlklassen haben demnach doppelt so viele Stadtverordnete zu wählen, als die 7529 Bürger der dritten Wählerklasse.

Daß die höhere Intelligenz den Vorzug giebt, kann man wohl nicht sagen, denn diese ist, selbst nach den herkömmlichen Begriffen viel stärker in der dritten Wählerklasse, zu der alle Bürger, die weniger als 4500 Mk. Einkommen haben, gehören. Hier findet man die Beamten, Lehrer, u. a. auch den hervorragenden Schriftsteller Wilhelm Naabe, den jetzigen Fabrikinspektor Spamann, den früheren Reichstagsabgeordneten Abelen, ja sogar den Hauptvertreter der politischen Polizei — gewiß ein großes Licht! — und mancher Schläglermeister und Lotteriekollekteur hat ein fast vierzigfach größeres Wahlrecht wie jeder dieser Männer.

Wir hoffen, daß auch in Braunschweig seitens der Arbeiter die Bewegung zur Abschaffung eines solchen Systems in Fluß gebracht wird!

Das Eisen ist jetzt heiß, man muß es schmieden.

Die Arbeiter, das theure Brod und die soziale Frage auf dem Lande.

(Korrespondenz aus Frankreich.)

I.

Die in den letzten Wochen an verschiedenen Orten stattgehabten Bäckerstreiks haben in Frankreich die Frage vom theuren und verteuerten Brode wieder einmal in den Vordergrund geschoben.

Die Frage ist dazu angethan, das französische Proletariat für längere Zeit in Arthem und Bewegung zu halten, die sozialistische Agitation unter der Masse zu begünstigen, denn bis jetzt haben die Behörden der wenigsten Gemeinden Maßregeln ergriffen, der Steigerung der Brodpreise entgegen zu treten.

Die in einzelnen Orten eingeführte Brodtaxe, welche einen Maximalpreis, eine höchste Preisgrenze, festsetzt, über welche hinaus das Brod nicht verkauft werden darf, die Gründung von municipalen (der Gemeinde gehörigen) Bäckereien sind für den Augenblick recht nützliche Palliative, aber sie lassen die Ursache der Vertehrung unberührt, die hohen Getreidepreise.

Diese Situation macht sich um so schwerer fühlbar, als sich die Krise und der industrielle Nothstand täglich schärfer herausbildet. Die der Hauptsache nach beendigten Ausstellungsarbeiten haben für eine Besserung der Lage nicht das gehalten, was man hoffte. Wie bei jeder Vertehrung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse ist es aber gerade der Proletarier, welcher am empfindlichsten getroffen wird, welcher den größten Theil der nationalen Mehrausgabe aufzubringen hat. Der Kapitalist begnügt sich nicht damit, ihn als Produzenten bis zu der äußersten Grenze der Leistungs- und Entbehrungsfähigkeit auszupressen, er setzt ihm auch als Konsumenten die Profitschraube auf und zieht dadurch den größten Theil des ausgezahlten Lohnes in die heimathlichen Geldschranke zurück, einem Taschenspieler gleich, welcher dem Publikum glänzende Geldstücke in die Börse zaubert, die dann spurlos zurückverschwinden. Die Preissteigerung von Luxusgaben, mag sie noch so beträchtlich sein, erweist sich im Grunde als ein nur wenig einträgliches Geschäft: der Absatz für dergleichen Waare ist ein geringer, auf den kleinen Kreis Privilegirter beschränkter, ihr Konsum kann eventuell leicht eingestellt werden. Anders verhält es sich mit der Preissteigerung unentbehrlicher Lebensbedürfnisse, die sich um so profitabler herausstellt, je mehr und je ausschließlich das vertehrte Produkt Konsumartikel des armen Mannes ist, je größer sein Absatzmarkt.

In erster Linie gilt dies vom Preise des Brotes und dessen Vertehrung. Es ist das Proletariat, welches den bei weitem größten Theil der nationalen Mehrausgabe für Brod zu tragen hat. Für den reichen und mannigfaltigen Speisetisch der oberen Zehntausend spielt das Brod eine relativ nebensächliche und unbedeutende Rolle. Der Hungerlohn des Arbeiters führt für den proletarischen Haushalt den Konsum an Fleisch, Fischen, Eiern, Gemüsen auf ein oft mit dem Mikroskop zu suchendes Minimum zurück, Mittel- und Schwerpunkt der Ernährung bildet hier einzig und allein das Brod. Und in dem Maße, als die Löhne sinken, als Krisen und Arbeitslosigkeit andauern, in dem Maße ist der Arbeiter gezwungen, seinen Konsum an Fleisch, Eiern u. c. noch weiter zu reduzieren und sich ausschließlich an das Brod zu halten, wenn dasselbe nicht seinerseits durch Kartoffeln ersetzt werden muß. Je größer in einem gegebenen Moment der Nothstand ist, um so mehr trägt das Proletariat zu der gesammten Mehrausgabe der Nation für Brod bei, und gerade die schlechtestbezahlten Schichten zahlen an Bäcker, Mehlhändler, Grundbesitzer und Getreidespekulanten die fettesten Profite.

Die Unruhe des französischen Proletariats angesichts der allgemein angebrohten und theilweise bewerkstelligten Brodvertehrung ist daher nur zu begreiflich. Zusammen mit dem herrschenden Nothstand stellt sie der Gesammtheit der arbeitenden Klasse eine Hungersnoth in Aussicht, welche für Tausende ihrer Glieder seit langem eine stehende Thatsache geworden.

Die allgemeine Durchführung der Brodtaxe wird sich nicht als genügendes Gegenmittel erweisen, solange die Einfuhrzölle die Getreidepreise steigern. Denn die Bäckermeister, gegen welche der Volkswille zunächst protestirt, sind nicht Urheber der Vertehrung des Brotes, sie sind nur Mithuldige, welche nach dem Sprichwort: „Gelegenheit macht Diebe“ aus den Umständen Nutzen ziehen, mit dem Mehrpreise des Mehles zugleich höhere als die bisherigen Profite aus dem Brode herauszuschlagen wollten.

Die an Quantität wie Qualität ungünstig ausgefallene Ernte erklärt die Preissteigerung auch erst in zweiter Linie, oder richtiger, liefert einen Vorwand für dieselben. Frankreich war für seinen Getreidekonsum von jeher auf den Import, die Einfuhr, angewiesen, der jährlich ca. 10 Millionen Hektoliter betrug. Trotz des bedeutenden Defizits, welche die Getreideernte dies Jahr ergeben — der Hektar trug im Durchschnitt nur 12, anstatt 15 bis 16 Hektoliter — und das sich auf 35 Millionen Hektoliter beläuft (85 Millionen anstatt 120 Millionen), und trotz der dadurch bedeutend gesteigerten Nachfrage hat der Preis des Weizens auf dem New-Yorker Markte, einem der wichtigsten Zentren für den amerikanischen Weizenexport, von Ende August bis Mitte September keine Steigerung erfahren, umgekehrt, er ist von 100% Dollars pro 100 Scheffel auf 79 Dollars herabgesunken. Eine Preissteigerung steht nach der angegebenen

Periode kaum noch zu erwarten, da sich in ihr stets die meisten Nachfragen anhäufen.

Grund der Brodvertehrung ist also nicht der natürliche hohe Getreidepreis, sondern der durch den Einfuhrzoll von 5 Franks pro Zentner geschaffene künstliche Getreidepreis. Derselbe Zentner Weizen, welcher noch auf dem Markte zu Brüssel oder Antwerpen 20 Fr. 50 Cts., resp. 21 Fr. 25 Cts. kostet, sieht in Frankreich auf 25 Fr. 50 Cts., bezw. 26 Fr. 25 Cts.

Die Preissteigerung von 5 Franks pro Zentner beschränkt sich natürlich nicht allein auf die zu importirenden, auf die über die Grenze einzuführenden 35 Millionen Hektoliter, sie wirkt auf den Preis des nationalen Weizens zurück und regulirt ihn nach demjenigen des Imports.

Das französische Volk hat in Folge dessen 475 Millionen Franks, sage und schreibe 475 Millionen Franks mehr als im Vorjahre für den nationalen Weizenkonsum zu bezahlen. Der Einfuhrzoll von 5 Franks pro Zentner stellt, in anderen Worten, eine indirekte Steuer von 475 Millionen Franks dar, die wie oben auseinandergelegt, zum größten Theil von dem Proletariat aufgebracht werden müssen, von dem Proletariat, das mit den kärglichsten Löhnen abgeseift wird und mit der Industrie zusammen aus einer Krise in die andere fällt.

Ist dieser kolossale Aderlaß an dem arbeitenden Volke etwa durch das Interesse des Staats zu erklären? Gewiß nicht, denn so groß das nationale Defizit ist, so kommt dem Staat doch nur 120, höchstens 150 Millionen der gesammten Summe zu Gute, der übrige, dem armen Manne vom Munde weggenommene ansehnliche Rest von 355, bezw. 325 Millionen Franks fließt den Großproduzenten, den Großspekulanten, also dem großen Privatbesitz zu.

Der Raubzug gegen den Beutel des französischen Volkes wurde natürlich in Frankreich unter dem Vorwand in Scene gesetzt, der darniederliegenden nationalen Landwirthschaft auf die Beine zu helfen. Zweck desselben war einfach, den Millionenbesitz von großen Landeigentümern und Spekulanten durch weitere Millionen zu vermehren. Viele der Spekulanten hatten während der letzten Jahre in Erwartung eines Krieges bedeutende Getreidevorräthe billig zusammengelaufen, da die Ereignisse der früheren Politik die Spekulation bis dato fehlschlagen ließen, so konnte mit Drangabe der gebührenden Vestechungsgelder (pots-de-vin) die innere Politik durch Schutzzölle die Getreidepreise in die Höhe treiben. Die Großgrundbesitzer ihrerseits hatten alles Interesse daran, durch Eindämmung und Zügelung der internationalen Konkurrenz die Preise ihrer Produkte steigern zu können. Die Regierung und Kammer konnten durch den Einfuhrzoll zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: die Geschäfte ihrer Freunde und Verwandten fördern und sich eine Wahlkundschaft sichern, während sie sich den Anschein gaben, im Interesse der ländlichen Bevölkerung zu handeln, dieselbe für die Republik zu gewinnen. Der Antagonismus, in welchem sich die Maßregel zu dem Wohle der industriellen Arbeiter, ja auch zu dem der Kleinbesitzer befand, ward vertuscht. Nichts ist den Machhabern erfreulicher, als das Ehrenvolle und Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinen, die Führung der Staatsgeschäfte mit der profitreichen Erledigung der eigenen Angelegenheiten.

Der Nothstand der Landwirthschaft muß in Frankreich erhalten, wenn es sich um die Interessen des Großgrundbesitzes handelt. Wer anders als er hat die Konkurrenz des Auslandes zu fürchten, da die Mehrzahl der Kleinwirthe nicht genug produziert, um seine Produkte überhaupt auf den Markt zu bringen. Wem anders auch als ihm kommen aus dem gleichen Grunde die durch Schutzoll gesteigerten Getreidepreise zu Gute? Von den circa 9 Millionen zählenden französischen Grundbesitzern bewirthschaften über 7 Millionen so kleine Stücker Land, daß ihre Getreideproduktion nicht einmal den eigenen, persönlichen Bedarf deckt. Ihre Lage wird also durch die Zölle und Preissteigerung des Getreides nicht verbessert, sondern umgekehrt, nur verschlimmert, weil sie noch Getreide zukaufen müssen, nunmehr zu erhöhtem Preise. Der Einfuhrzoll vertheuert nicht nur den Brodbedarf der über 6 Millionen betragenden landwirthschaftlichen Proletariat, er belästet auch die weiteren Millionen der landwirthschaftlichen Kleinbesitzer. Kaum 2 Millionen von Mittelwirthen erfahren durch das Steigen der Getreidepreise einen kleinen, kaum nennenswerthen Profit, und die ca. 65 000 Großgrundbesitzer, welche $\frac{1}{3}$ des französischen Bodens besitzen, stecken dagegen mir nichts, dir nichts fast die gesammten 355 Millionen ein.

Das Mandar, das mit seinem wahren Namen Aus-hungerung der Armen zu Gunsten der Reichen heißt, nennt sich in der parlamentarischen Sprache Schutz und Hebung der nationalen Landwirthschaft.

Gewiß, der Nothstand der französischen Landwirthschaft ist nicht in Abrede zu stellen, aber er ist nicht auf der Seite der Handvoll Großgrundbesitzer, welchen Regierung und Kammer über 300 Millionen schenken. Der Nothstand ist auf Seite der Kleinwirthe, mit Hypotheken und Schulden belästet nur noch Scheinbesitzer, zum irrationalen Wirthschaftsbetrieb verurtheilt, zum Opfer der Konkurrenz auserkoren sind. Ihre Lage zu verbessern, ist der Schutzoll eine ganz ohnmächtige Maßregel, es bedarf einer Hebung des Uebels an der Wurzel, an den Besitzverhältnissen. Ein lohnender, ausgiebiger Betrieb der Landwirthschaft im kleinen Maßstabe ist ein Ding

*) Der Weizenkonsum kommt zumeist in Betracht, da man in Frankreich vorherrschend Weizenbrod isst.

der Unmöglichkeit; die Anwendung der Hilfsmittel, welche Wissenschaft und Technik an die Hand giebt, hat die Großwirtschaft zur Voraussetzung, ein Operiren mit großen Kapitalien. Grandeau, Professor der Landwirtschaft, welcher offiziell für den Schutzzoll eingetreten ist, führt sich selbst ad absurdum, wenn er mit Recht in einer landwirtschaftlichen Rundschau nachweist, daß der Nothstand der französischen Agrikultur, ja der schlechte Ausfall der Ernte fast einzig und allein auf Rechnung des irrationalen landwirtschaftlichen Betriebes zu setzen ist, welcher bei Pacht- und Kleinwirtschaften die Regel bildet. Die relativ wenig Einfluß die Witterungsverhältnisse auf den Ernteausfall hatten, zeigt er, Ziffern in der Hand, daran, daß Dekonomen in den verschiedensten Theilen des Landes bei Musterwirtschaft pro Hektar 20, 24, 30, ja sogar 40 Hektoliter Getreide ernteten, während der Ernteertrag der irrationalen Wirtschaften nach dem Durchschnitt 12 Hektoliter überstieg. Grandeau berechnet, daß Frankreich bei Anwendung der erforderlichen Düngstoffe, Gebrauch ausgewählter Saatkorn, kurz Betreibung der Landwirtschaft mit allen wissenschaftlichen und technischen Hilfsmitteln, den Import von Weizen produziren kann, daß nicht nur der Import überflüssig wird, sondern, daß es seinerseits als Exporteur auftritt und die 35 Millionen Hektoliter Getreide liefert, welche in Großbritannien Defizit bilden.

Was steht der Erreichung dieses Resultats im Wege? Von dem geringen Verständnis für den modernen Betrieb abgesehen, eine Kleinigkeit: die herrschenden Eigentumsverhältnisse. Der Herr Professor spricht zwar das frevelhafte Wort nicht aus, wer aber nur für einen Pfennig Logik besitzt, kann es aus seinen weiteren Schlußfolgerungen herauslesen.

Aus der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung.

Der „Amerikanische Bund der Arbeit“ (American Federation of Labor) — neben den „Rittern der Arbeit“ eine der mächtigsten Gewerkschaftsorganisationen der Welt — hat unter dem 8. Oktober folgenden Aufruf erlassen, der auch für die deutschen Arbeiter von Interesse ist: „An alle lokalen, nationalen und internationalen Gewerkschaften von Amerika — Gruß!

„Die nächste Jahres-Generalversammlung der Amerikanischen Föderation von Gewerkschaften tritt am Dienstag, den 11. Dezember d. J., in St. Louis, Mo., zusammen. Die Delegirten versammeln sich an diesem Tage präzis Mittags in der Zentrals-Turnhalle, Ecke 10 und Market Str. Bei Erlaß dieses Aufrufes dürfte es zunächst am Platze sein, zu konstatiren, daß die „American Federation of Labor“ sich das Endziel gesetzt hat, eine Bestand habende Verbesserung der Lage der Arbeiter auf diesem ausgedehnten Kontinent herbeizuführen.

„Um dieses Ziel erreichen zu können, bezweckt sie die vollständige Verbindung aller Gewerkschaften und Arbeitervereine, die Errichtung von aus Lohnarbeitern bestehenden Gewerkschaften in jedem Industriezweig und in allen Berufsarten, sowie die Verbreitung gesunder Ansichten über das Wesen der Arbeiterorganisationen mittelst des uns zu Gebote stehenden Einflusses auf die Gemeinde- und Provinzialbehörden, auf die Staats- und die Bundes-Gesetzgebung, sowie durch Förderung der Arbeiterpresse.

„Bei der schwierigen Aufgabe, die große Masse der Arbeiter zu organisiren, haben diejenigen, welche diesen Aufruf erlassen haben, den tief eingewurzelten Traditionen des amerikanischen Arbeiterstandes stets Rechnung getragen und in der denkbar nachdrücklichsten Weise das Streben verschmäht, starke einschneidende Regeln aufzustellen, ohne Berücksichtigung der verschiedenen Entwicklungsstufen der verschiedenen Gewerkschaften und der vielseitigen Bedürfnisse der verschiedenen Gewerke und Berufsarten. Zudem haben sie, indem sie das Prinzip der Autonomie (der freien Selbstverwaltung) aufrechterhalten und das Recht der Selbstregulirung anerkannt, es der geringsten wie der stärksten und stolzeften Gewerkschaft möglich gemacht, ihre Besonderheiten zu bewahren.

„Die American Federation of Labor“ mit den sie bildenden Lokal-Verbänden, die gegenwärtig über 3000 betragen und zusammen über eine halbe Million Mitglieder zählen, hat anerkannter Maßen seit 20 Jahren ununterbrochen für die Emanzipation der amerikanischen Arbeiter gewirkt. Wir brauchen nur auf die hohe Stellung hinzuweisen, welche die Gewerkschaften heutzutage einnehmen und auf die Zeiten, wo letztere von ihren erklärten Gegnern und falschen Freunden verachtet und lächerlich gemacht wurden. Heutzutage erkennen Alle die Macht und den Einfluß dieser Organisation an, welcher der Arbeiterstand unseres Landes die Befreiung seiner Lage verdankt.

„Während wir stolz sind auf das, was wir in der Vergangenheit geleistet haben, und uns nicht zu scheuen brauchen vor einer Kritik unserer Leistungen seitens der öffentlichen Meinung, haben wir nicht im Sinne, auf unseren Lorbeeren auszuruhen, sondern erkennen die Nothwendigkeit an, fortzukämpfen um unser gutes Recht. Auf allen Seiten sehen wir, wie die Arbeitgeber und Spekulanten sich zusammenschließen, um die Märkte zu beherrschen und das ganze Volk zu berauben. Sobald wir endlich gelernt haben, uns vollkommener zu organisiren und unsere Kräfte zu sammeln, werden wir in die Lage kommen, den Arbeitsmarkt im Interesse der Arbeiterbevölkerung zu beeinflussen. Was zu der Befreiung der Lebenshaltung der Arbeiter beiträgt, übt auch einen heilsamen Einfluß auf die ganze Menschenfamilie aus.

„Im Jahre 1886 war die große Bewegung zum Zwecke der Einschränkung der Arbeitszeit auf 8 Stunden pro Tag nur theilweise von Erfolg begleitet. Thatsache aber bleibt es, daß die Arbeitszeit wirklich verkürzt wurde.

„Die Faktoren, welche die Achtstunden-Bewegung von 1886 herbeiführten — nämlich die stetige Verbesserung der Produktionsmethoden, welche zur Folge hat, daß eine große Anzahl Berufsgeoffen beschäftigungslos sind und daß die Löhne herabgedrückt werden — sind jedoch noch immer vorhanden und treiben ihr Unwesen noch mehr zu vor. Da wir aber der Ueberzeugung sind, daß eine wesentliche Herabsetzung der Arbeitszeit für das Wohl der Arbeiterklasse unumgänglich nöthig ist, so soll in der kommenden Generalversammlung der Zeitpunkt für die **allgemeine Einführung des achtstündigen Normal-Arbeitstages** festgesetzt werden; derselbe soll aber nicht über den 1. Juni 1890 hinaus fassen. Eine Zweidrittel-Majorität aller internationalen, nationalen und lokalen Gewerkschaften soll dann endgiltig in der Sache entscheiden.

„Die Grundlage der Vertretung auf der Generalversammlung beträgt für nationale oder internationale Gewerkschaften mit weniger denn 4000 Mitgliedern einen Delegirten, mit 4000 Mitgliedern und darüber zwei Delegirte, 8000 Mitglieder und darüber drei Delegirte, 16 000 Mitglieder vier Delegirte, 32 000 Mitglieder fünf Delegirte und so weiter. Und von jeder Orts- oder Bezirks-Organisation, welche mit dieser Federation in Verbindung steht, einen Delegirten. Staatliche oder lokale Vereinigungen haben, wenn sie sich auf der Generalversammlung vertreten lassen wollen, eine Delegirtensteuer von 25 Dollars (100 Mark) per Jahr zu zahlen.

Im heiligen Namen der Arbeit werden Sie aufgefordert, diese Angelegenheit zur Kenntniß Ihrer Organisation zu bringen, jedoch Sie auf der in St. Louis stattfindenden Generalversammlung vertreten sind. In der Hoffnung, daß Ihre Organisation diesen Aufruf einer günstigen Erwägung unterziehen und uns gütigst von Ihrem Entschlusse in Kenntniß setzen wird, verbleiben wir mit brüderlichem Gruß:

Sam. Gompers, Präsident. P. J. McGuire, Sekretär.
Dan. McLaughlin, 1. Vizepräsident. William Martin,
2. Vizepräsident. Gabriel Edmondson, Schatzmeister.“

Eine bemerkenswerthe Selbsthilfe

übten kürzlich eine Anzahl von Bauarbeitern in Stockholm. Im Stadttheile Wafastadt, Westmannagatan 50, wurde seit einigen Wochen an einem großen Hause gebaut, welches bereits bis zum dritten Stockwerke gediehen war. Eines Morgens begannen aber die Arbeiter, anstatt weiter zu bauen, damit, das bereits Gebaute wieder niederzureißen. Die Arbeiter, sowie die Lieferer der Bausteine hatten trotz aller Bemühungen vom Baumeister keine Bezahlung für ihre Arbeit zu erlangen vermocht. Kurz entschlossen machten sie sich nun durch den Verkauf der wieder weggerissenen Ziegelsteine bezahlt, welche sie an einen anderen Bauherrn um 15 Kronen das Tausend verkauften.

Sie hatten auf diese Weise bereits das halbe Haus wieder niedergelegt, als das Oberstadthalteramt (Polizeibehörde) auf Veranlassung eines Hypothekenspektors den Befehl zur Einstellung des Zerstückens erließ.

Politische Nachrichten.

Von den „Erfolgen“ des Sozialistengesetzes entwerfen die Arbeiterblätter folgendes Bild:

Unterdrückt wurden weit über hundert politische und gewerkschaftliche Blätter und Zeitungen; von dem Verbot der Verbreitung betroffen wurden nahe an eintausend-fünfhundert Bücher, Broschüren und Flugblätter.

Ueber fünf der größten Städte Deutschlands mit ihrer dicht besiedelten Umgebung, im Ganzen volle 3 1/2 Millionen Einwohner, den dreizehnten Theil der Reichsbevölkerung umfassend, wurde der sogenannte kleine Belagerungsstand verhängt und wurden auf Grund desselben über 600 Personen, darunter zwei Drittel Familienväter, ausgewiesen.

Die Zahl der Hausdurchsuchungen beträgt 8000 bis 9000; die Zahl der Prozesse mehrere Hundert; die Dauer der in diesen Prozessen verhängten Untersuchungshaft und Gefängnisstrafen ist mit 400 Jahren nicht zu hoch geschätzt. Auf Leipzig und Umgegend treffen davon allein über 60 Jahre.

Arbeitervereine, gewerkschaftliche Verbindungen, Unterstützungsvereine u. wurden in diesem Zeitraum über 300 unterdrückt, darunter eine große Zahl von Arbeiter-Bildungsvereinen, die in ihrer Art als Musterinstitute betrachtet werden konnten. Die Zahl der aufgelösten oder verbotenen Versammlungen ist Legion.

Durch alle diese Verbote, Unterdrückungen und Auflösungen wurden zehn aus Arbeitermitteln gegründete Buchdruckereien vernichtet, eine Anzahl von Personen, die als Redakteure, Expedienten, Kolportiere, Buchbinder, Setzer u. in diesen Unternehmungen ihre Lebensstellung fanden, wurden existenzlos gemacht, und wurden Hunderte und Aberhunderte dieser Zugrundegerichteten gezwungen, jenseits des Ozeans sich eine neue Heimath zu suchen. Der Werth des dabei zu Grunde gerichteten Eigenthums beläuft sich hoch in die zwei Millionen.

Außer mehreren Ministern, Gesandten, Ministerialbeamten, Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten sitzen im Reichstage 32 Landräthe als Abgeordnete, während im preussischen Abgeordnetenhaus in der Wahlperiode 1885/88 die Zahl der Landräthe schon 38 betrug. Wenn es nach den Wünschen der Regierung und der Konfession geht, wird bei den Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus die Zahl der gewählten Landräthe hinter der Zahl der Landräthe (75) in der berückichtigten Landrathskammer von 1855/58 nicht allzuweit zurückbleiben.

In Magdeburg fand man am 21. Oktober — dem Jahrestage des Sozialistengesetzes — eine große rote Fahne — 6—8 Meter lang und 2 Meter breit — mit der Aufschrift: „Zur Erinnerung an den 21. Oktober 1878.“ Hoch jede die „Sozialistische Fahne“ aufgeführt, mitten in der Stadt (Breite Weg) unweit des Polizei-Präsidiums, hoch oben. Da schwebte sie stolz über der Stadt mit der geistig-mangelhaften Atmosphäre. Aber lange sollte sie nicht wehen. Die Feuerwehr wurde alarmirt, der Leiterwagen fuhr heran, die Leiter wurde hochgewunden, ein Feuerwehrmann kletterte empor, aber o weh, er konnte nur das untere Ende erfassen und trotz seines Bemühens bekam er das staatsgefährliche Ding nicht herunter. Es blieb weiter nichts übrig, als den Telephonbrat, an den dieselbe angebracht war, zu durchschneiden. Den ganzen Sonntag blieb der Draht auf der Straße liegen und legte Zeugniß ab von dem, was geschehen war. Erst am Montag wurde die Leitung wieder hergestellt. Auch in den Vorstädten und in dem benachbarten Gr. Ottersleben und Osenried bemerkte man derartige Fahrten mit gleicher Aufschrift. Die Polizei fahndet eifrig auf die Thäter.

Die Grünauer Affäre (Saglich u. Gen.) wird bekanntlich, da Berufung eingelegt ist, die Gerichte nochmals beschäftigen. Herr Amtsanwalt Borgmann sucht seine Berufung als beschämend zu rechtfertigen:

Die Freisprechung der Angeklagten ist deshalb erfolgt, weil das Verbot der öffentlichen Festlichkeit zu Grünau am 28. August 1887 nicht durch die zuständige Behörde erfolgt sein soll. Das Verbot ist geschehen durch den Herrn Regierungspräsidenten zu Potsdam, während es nach den Entscheidungsgründen durch die Ortspolizeibehörde für Grünau, d. i. der Amtsvorsteher zu Adlershof, hätte erfolgen sollen. Ich halte diese Begründung für nicht zureichend, da der Herr Regierungspräsident zu Potsdam eine dem Amtsvorsteher zu Adlershof vorgeleitete Dienstbehörde und Vertreter der Landespolizei-Behörde ist, und nach meiner Ansicht in den Rechten des Vertreters einer höheren Dienstbehörde, besonders der Landespolizeibehörde, auch die Rechte des Vertreters der Ortspolizei-Behörde mit enthalten sind. Daher beantrage ich: das Erkenntniß des königlichen Schöffengerichts zu Köpenick vom 19. Juli 1888 aufzuheben und in der Sache anderweitig zu entscheiden.

Vereine und Versammlungen.

Vereinigung der Drechsler Deutschlands. Die Berliner Ortsverwaltung errichtet, gemäß dem Beschluß der Versammlung vom 22. d. M., am 1. November d. J. in dem Lokal Klosterstr. 98 (Zirma Pettig, Inhaber Peterjohn) eine **Herberge**, verbunden mit **Rechtslokal** und **Arbeitsnachweis-Bureau**. Ausgabe der Adressen: an den Wochentagen Abends von 8—10 Uhr, Sonntags von 9—11 Uhr Vormittags. Der Streik in Reichenbach-Bald ist zu Gunsten der Arbeiter beendig. Der Streik der Drechsler in Luckenwalde dauert noch fort, Zugung ist fern zu halten. Thätkräftige Unterstützung der Streikenden ist bis auf Weiteres Pflicht der Berliner Gewerkschaften. **Heute Sonntag, den 27. Oktober** findet in Seegers Salon, Grüner Weg 29, eine geistliche Abendunterhaltung verbunden mit Tanzkränzchen statt. Mitglieder und Freunde der „Vereinigung der Drechsler Deutschlands“ sind freundlichst eingeladen zu reger Theilnahme.

An die Maler Berlins! Mittwoch, den 31. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, öffentliche Versammlung sämmtlicher Maler und Berufsgeoffen, im Lokale Brunnenstr. 34, früher Bettins. Tagesordnung: Wie stellen sich die Maler Berlins zur Gründung einer **Biliale für den Norden?**

Verband deutscher Zimmerleute (Lokalverband Berlin Ost und Umgegend.) **Generalversammlung** am Mittwoch, den 31. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, Restaurant Frankfurter Allee 127. Tagesordnung: 1. Erläuterung einiger Paragraphen aus dem Unfallversicherungs-Gesetz. 2. Wahl eines Revisoren und eines stellvertretenden Vorsitzers im Arbeitsnachweis. 3. Verschiedenes und Fragelasten. Gäste willkommen. Aufnahme neuer Mitglieder.

Versammlung sämmtlicher Zimmerleute des Stadtbezirks Berlin Nord am Sonnabend, den 27. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Saale des Herrn Sommerfeld, Gerichtsstr. 10. Tagesordnung: 1. Nützlichkeit des Arbeitsnachweises für Gesellen. 2. Verschiedenes. — Jeder Zimmerer hat das Recht, zu erscheinen.

Fachverein der Mohrleger. Sonntag, den 28. d. M., Vormittags 10 Uhr, in Feuerhain's Tunnel, Alte Jakobstr. 75, Versammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn J. Stein über Feuerbestattung. 2. Verschiedenes und Fragelasten. Aufnahme neuer Mitglieder. NB. Der Arbeitsnachweis befindet sich jetzt Kommandantenstr. 77 bei Nebel.

Fachverein der Buchbinder und verwandten Berufsgeoffen. Sonnabend, den 27. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, musikalisch-bellamatorischer Abend im Louisenstädtischen Klubhaus, Annenstr. 16 l.

Fachverein der Schlosser und Berufsgeoffen. Mitglieder-Versammlung am Montag, den 29. d. M., im Lokal des Herrn Feuerstein. Tagesordnung: 1. Ist der Arbeiter befähigt oder auch wohl verpflichtet, sich zu bilden? Referent Herr Pfarrer ew. Krenzjora. 2. Aufnahme neuer Mitglieder. 3. Revisorenwahl. 4. Arbeitsnachweis-Angelegenheiten. 5. Fragelasten, Verschiedenes.

Verband deutscher Zimmerleute. Lokalverband Berlin Centrum. Versammlung am Dienstag, den 30. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr, im Neuen Klubhaus, Kommandantenstraße 72. Der Verband Centrum hält seine Versammlungen regelmäßig am Dienstag vor dem 15. und 1. eines jeden Monats im oben genannten Lokale ab. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Gäste stets willkommen.

Einballirer, Grundirer und Fachgeoffen in der Bergolder und Goldschläger-Branchen. Große öffentliche Versammlung am Sonntag, den 28. d. M., Vormittags 10 Uhr, im Saale des Herrn Scheffer, Inselstr. 10. Tagesordnung: Stellungnahme zu den gedruckten §§ 8a, 8b und 11 des Statuts der Ortskrankenkasse der Bergolder und Berufsgeoffen. Erscheinen ist Pflicht.

Zentral-Kranken- und Begräbniskasse der Buchbinder. Hauptversammlung am Sonntag, den 28. d. M., Vormittags 11 Uhr, im Lokale Annenstr. 16. Tagesordnung: Kassen- und Kontrollbericht, Bericht, betr. Verwendung des „Fonds für Ausgezeichnete“, Verschiedenes. — Das Mitgliedsbuch legitimirt.

Die Kranken- und Begräbniskasse des Vereins sämmtlicher Berufsgeoffen, Filiale Berlin 1. hält am Sonnabend den 27. d. M., Abends 8 Uhr, Blumenstr. 78, Restaurant Wollschläger, eine Versammlung ab. Tagesordnung: Wahl der Abgeordneten zur Generalversammlung. Neue Mitglieder, ohne Unterschieb

des Berufes und Geschlechts von 14—45 Jahren, werden in jeder Versammlung, sowie bei den Herren Caffé, Hasenheide 48, Cohn, Christinenstr. 7, Geelhaar, Höchststr. 20, Hamann, Neue Grünstraße 27, Kuhlman, Landsbergerstr. 105, Meyfow, Straße 16 Nr. 4, Schilling, Köppenstr. 48, aufgenommen.

— Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter und verwandten Berufsge nossen. Generalversammlung am Sonnabend, 27. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Kommandantenstr. 77—79 (Gratweil's Verhallen) Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Wieland über Maschinenbetrieb im Tischler-Gewerbe. 2. Abrechnung vom 3. Quartal. 3. Vereinsangelegenheiten und Verschiedenes.

— Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler. Versammlung am Sonntag, den 28. d. M., Vorm. 10 Uhr, im neuen Vereinslokal, Adalbertstr. 8. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. Ventendorff über „Der Kampf ums Dasein in der Natur.“ Neue Mitglieder werden aufgenommen. — Gäste willkommen. Billets zum Stiftungsfest sind in der Versammlung und bei Lackur, Admiralstr. 26, Lerche, Fruchtstr. 52, Bölsner, Solmsstr. 30 zu haben.

— Krankengeld-Zusatz- und Begräbniskasse der Berliner Knopfabriker. Außerordentliche Generalversammlung am Sonnabend, den 27. d. M., Abends 8 1/2 Uhr im Vereinslokal, Restaurant Jäsche, Blumenstr. 39. Tagesordnung: 1. Vierteljahresbericht. 2. Abrechnung vom Sommervergnügen. 3. Wahl eines Mandanten. 4. Innere Kassenangelegenheiten. Zahlreiches Erscheinen erwünscht. Neue Mitglieder werden vorher aufgenommen.

— Verein der Steinhauer Berlins und Umgegend. Sonntag, den 28. Oktober, Vormittags 10 Uhr, Mitglieder-Versammlung in dem Lokale Gartenstr. 123 bei Krüger.

Literarisches.

„Bürgerlicher Tod.“ Ein Drama von Max Kreher — der unseren Lesern ja längst bekannt und lieb geworden ist — gelangte am Donnerstag Abend im „Volkstheater“ (früheres Schendtheater, Frankfurterstraße) mit unbestreitbar großem Erfolge zum ersten Male zur Aufführung. Wir kommen in nächster Nummer ausführlich auf das bedeutende Stück zurück, das hoffentlich recht lange im „Volkstheater“ das Repertoire beherrschen wird.

Das Protokoll des Kongresses der deutschen Schneider zu Erfurt vom 5.—7. August 1888 ist im Druck erschienen und zum Preise von 15 Pfennig per Stück zu beziehen durch W. Magnus, Rolkenstraße 56, Bremen.

Goethe und die Liebe. Eine Studie zur Einführung in Goethe's Dichtungen von Manfred Wittich. Preis 25 Pf. Wiederverkäufers üblichen Rabatt. Schönfeld u. Harnisch, Dresden, Annenstr. 47.

Briefkasten.

Abonnet. Die öffentliche Verbreitung der Landtagswahlbrochüre ist gestattet. Sie können also ruhig an jeder Thüre klingeln und die Schrift übergeben. Niemand hat ein Recht zum Einreifen.

Siemens. In nächster Nummer.

Der rechte Kandidat oder der gubernementale Hampelmann.

Ich bin der rechte Kandidat
Von tadelloser Führung,
An mir ihr Wohlgefallen hat
Die ganze Staatsregierung.
Ich bin vergnügt und halte still
Und will, was der Minister will,
Was immer der Minister thu',
Ich nick' ihm stets bejahend zu,
Und thut er dies, und thut er das,
Ich nick' ohne Unterlass!
Seht mir nur zu, seht mich nur an,
Den gubernementalen Hampelmann!

Mein Kopf ist schon seit Langem leer
An jedem eignen Denken, —
Ich mag nicht die Minister mehr
Mit eigner Meinung kränken.
Was ist dabei so unerhört?
Es war ja kaum der Rede werth
Das Wischen eigener Verstand,
Ich opfert' es — für's Vaterland.
Nun kann mein Kopf nichts weiter thun,
Als nick'en, ohne auszuruhn'.
Seht mir nur zu, seht mich nur an,
Den gubernementalen Hampelmann!

Zur preussischen Landtagswahl! Große öffentliche Volksversammlungen.

Sonntag, Vormittag 11 Uhr,
in **Sanssouci, Kottbuserstr. 4a.**

Referent: Herr **Max Schippel.**

Montag, Abends 8 1/2 Uhr,
im **Louisenstädtischen Konzerthaus,**
Alte Jakobstrasse 37.

Große öffentl. Volksversammlung für Schöneberg und Umgegend.

Montag, den 29. Oktober, Abends 8 1/2 Uhr,
in **Gründer's Salon, Schwerinstraße 13.**

Tagesordnung:

Die bevorstehenden Landtagswahlen.

Referent: Herr Buchdrucker **Werner.**

Diskussion.

Der Einberufer.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager

von

C. Klein.

15. Ritterstraße 15.

Dafelbst Zahlstelle der Gürtler u. Bronceur (E. S. 60.)

E. Kuntze,

Skalitzerstr. 18. (Zum lustigen Stiefel)
empfiehlt seinen reichhaltigen und kräftigen
Frühstück- u. Mittagstisch mit Bier 50 Pf.
Abendstisch nach Auswahl zu soliden Preisen.

Der Volksfreund.

Illustrirte Zeitschrift für Unterhaltung
und Belehrung.

Alle 14 Tage 1 Heft (8 Bogen) zu 25 Pf.

Redaktion:

Emanuel Wurm, Manfred Wittich,

Dresden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
und Postanstalten.

Blatt für den Arbeiter.

Restaurant von F. Mitau.

Wienerstrasse 31.

vis à vis vom Görlitzer Bahnhof.

Vollständig renovirt, vorzügliches Weiß-
und Bairischbier, Speisen in bekannter
Güte.

Cigarren u. Tabake

reichhaltiges Lager,

empfiehlt

E. Wilschke,

Junkerstr. 1, Ecke d. Marktgrafenstr.

Am 1. Oktober eröffnet:

Kaffee-Lokal

(neu renovirt)

Weiss- und Bairisch-Bier-

Ausschank.

Für vorzüglichen Mittag- und Abendstisch,
sowie gute Getränke ist bestens geforgt.
„Volkstribüne“ und „Volkstblatt“ liegen aus.

Heinrich Hoffmann,

Kaiserstrasse 4.

Arbeitsnachweis für Tischler.

Der vom Fachverein der Tischler begründete
Arbeitsnachweis befindet sich **Alte Jakobstr. 38**
im Restaurant Schumann. Die Arbeitsvermitte-
lung geschieht für Meister und Gesellen (auch
Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich.
Die Adressenausgabe erfolgt an **Wochentagen**
von 8 1/2 bis 10 Uhr Abends, **Sonntags**
von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich
die vier Kassierer der „Ortskrankenkasse der Tischler
und Pianofortarbeiter Berlins“ verpflichtet haben,
sich ihrerseits jeder Adressenausgabe zu enthalten,
ersuchen wir, nur den obengenannten **Ar-
beitsnachweis** zu benutzen. **Der Vorstand.**

Gold- und Silberwaaren

zu Fabrikpreisen.

Grosse Auswahl **goldener Ketten, Armbänder, Kreuze, Medaillons,**
Broches und Ohrringe, sowie in Gold und Silber. Spezialität: **Fabrik**
massiver Ringe, Lager in **goldenen Damen-Uhren, Korallen,**
Granaten und Silbersachen. **Korallenschnüre** in den schönsten
Farben und **grosser Auswahl** bei **billigster Preisberechnung.**

Trauringe à Ducaten 11 Mk.

Eigene Werkstatt für Neuarbeiten und Reparaturen.

Aug. Schulze, Goldarbeiter
BERLIN,

35. Kommandantenstr. 35, 1 Treppe.

Bitte genau auf Firma und Hausnummer zu achten.

Neu! Der Volksfreund Neu!

gehalten wie die Neue Welt.

Die französische Revolution von B. Bloz.

liefert die Buchhandlung von

R. Kohlhardt, Brandenburgstrasse 56

frei ins Haus.

Fritz Kunert

No. 44 Prinzenstrasse No. 44

(zwischen Moritzplatz und Sebastianstrasse.)

Cigarren, Tabake, Cigarretten.

Begründet am 1. Oktober 1887.

Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin

von

Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.

Reelle Waare. Prompte Bedienung.

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete
Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft
der Schneider zu Berlin (E. G.)

30 Zimmerstrasse 30

empfiehlt sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben

jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe.

Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantiert der Vorstand.

Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahrs- und Sommerpaletots,
aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

Restaurant Herm. Liewald,

Mariannenstrasse 46,

empfiehlt seinen großen Mittagstisch nach Aus-
wahl mit Bier 45 Pf. — Abendstisch
nach Auswahl zu mäßigen Preisen, sowie
vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.

Ein Vereinszimmer mit Pianino, 50 Personen
fassend, ist zu vergeben.

Empfehle meine Glaserei, Spiegel- und
Bildereinrahmung, Verkauf von Gruppen-
bildern, ferner Caffée und Marz, in Del-
und Schwarzbrud. Neu: Caffée und Hasen-
clever als Präsidenten des Allgemeinen
deutscher Arbeitervereins. Aufträge nach auferhalb
werden prompt besorgt.

R. Scholz,

Wrangeistrasse 32.

Die Zentral-Kranken- und Sterbekasse (E. S. 64) der Sattler und Berufsge nossen Deutschlands „Goffnung.“

feiert heute, den 27. d. M., in den neu renovirten
Prachsälen der Philharmonie,
Bernburgerstr. 22—23, ihr

V. Stiftungsfest

verbunden mit Konzert und Tanz.
Damit das Fest ein recht glänzendes werde,
so bitten wir alle Kollegen, Freunde und Gönner
unserer Kasse um zahlreiches Erscheinen. Für ein
reichhaltiges Programm ist geforgt. Billets
à 75 und 50 Pf. sind bis Abends 11 Uhr,
Gertraudenstr. 8 (Eingang Petriplatz) bei Herrn
Keller zu haben.

Der Vorstand.

Fachverein der Tapezierer.

Montag, 29. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in

Feuersteins Salon, Alte Jakobstrasse 75.

Mitglieder-Versammlung.

Tagesordnung:

1. Vortrag über: „Die Moral des allgemeinen

Glückes“. Ref. Herr Dr. Bruno Wille.

2. Diskussion.

3. Begründung eines Arbeitsnachweis-Bureaus

event. Wahl einer Kommission.

4. Vereinsangelegenheiten und Fragekasten.

Mitglieder-Aufnahme findet stets vor Beginn

der Versammlung statt.

Gäste, durch Mitglieder eingeführt, haben

Zutritt. Quittungsmarte legitimirt.

Um recht zahlreichen und pünktlichen Besuch

erzucht freundlich

Der Vorstand.

Den Töpfern Berlins

zur Nachricht, daß am Montag, 29. Oktober, der

Arbeitsnachweis

des Vereins zur Regelung der gewerblichen Ver-

hältnisse“ Klosterstraße 98 im Lokale des Herrn

Pettig eröffnet wird.

Die Arbeitszuweisung geschieht an Wochen-

tagen von 7—9 Uhr Abends, Sonntags von 10

bis 12 Uhr Vormittags.

Die Kollegen werden ersucht, das belästigende

Ansprachen auf den Bauten u. s. w. von jetzt an

zu unterlassen und sich nur an den Arbeitsnachweis

zu wenden.

Die Arbeitszuweisung ist unentgeltlich, auch an

Nichtvereinsmitglieder.

Der Arbeitsnachweis

für

Schlosser und Berufsge nossen

befindet sich im Lokale des Herrn **Sodike,**

Ritterstraße 123.

Kontrolle Abends 8—10 Uhr, Sonntags von

9—11 Uhr Vormittags.

Der Arbeitsnachweis

der

Klavierarbeiter

befindet sich nach wie vor **Waldeburgerstr. 61** im

Restaurant **Pfister.** Die Adressenausgabe findet

jeden Abend von 8—9 1/2 Uhr und Sonntags

Vormittags von 10—11 1/2 Uhr, sowohl an Mit-

glieder wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich

statt.

Die Arbeitsvermittlungskommission

Der Streikführer.

Ein Märtyrerbild aus dem Arbeiterleben.

Von Otto Ernst.

I.

„Du sollst für uns reden und keiner sonst!
Tritt hin vor den Herrn, den harten,
Und sag' ihm, daß halb verhungert schon
Und Weib und Kind erwarten.“

Am dritten Tag in der Woche ist
Vom Lohn nichts mehr geblieben;
Doch hat für unsern Hunger auch
Die Woche der Tage sieben.“

„Mein Kind verendet auf faulem Stroh . . .“
„Meins schaffte der Hunger hinüber . . .“
„Ich trug meiner Habe letzten Rest
Schon längst zum Pfandhaus hinüber . . .“

„Du sollst für uns reden; Du bist so klug;
Dir zuckt's nicht so wild im Herzen;
Doch sag' ihm, es wär' uns verzweifelt ernst;
Und lästete nicht nach Scherzen.“

Geh hin . . . — „Ich will's! Und hab' ich auch selbst
In Hause des Jammers nicht wenig;
Ich fürchte den Horn des Herrn nicht,
Ich bin ihm nicht unterthänig.“

Am bitteren Unrecht muß auch ich
Zu schwer, zu lange kauen,
Drum schlud' ich's nicht so leicht hinab,
Und ihr könnt mir vertrauen.“

Und wollt ihr fest zusammenstehen
In aller Noth, so mein' ich:
Es muß gelingen; stark und groß
Sind wir, solange wir einig!“

II.

„Herr Prinzipal, der Lohn ist zu klein!
Wir können vor Sorge nichts schaffen;
Wir können zum schweren Werk nicht mehr
Den Muth zusammenraffen.“

Wir bitten Sie, selbst von Thür zu Thür
Dem Elend nachzuspüren,
Und — sind Sie ein Mensch — der Anblick muß
Ihr Herz zusammenschüren.“

So haben sich alle — nicht einer fehlt! —
Entschlossen, mich herzubordern,
Dah' ich von Ihnen Erhöhung des Lohns,
Wie billig, möge fordern.“

„Sehr wohl! . . . Und will ich nun nicht erhöhen,
Was wird daraus am Ende?“
„Dann ruhen von dieser Stunde an
Von jeder Arbeit die Hände.“

(„Verwünscht! Wie wußten die Kerle so schlau
Den rechten Moment zu erwischen!
Im trüben Wasser der Konkurrenz
Gilt's just eine Perle zu fischen.“

Da brauch' ich die „Arme“ bei Tag und Nacht,
Die, ohne zu erschaffen,
Bei möglichst knapp bemessnem Lohn
Ein Niesenwert mir schaffen.“

Und so ist's klüger, ich gebe nach.) —
Sie wollen Ihr Schäfschen scheeren;
Nun gut! Sie finden mich bereit,
Die Forderung zu gewähren.“

Sie aber haben damit bei mir
Jugleich Ihre Stellung verloren.
Ich liebe in meiner Nähe nicht
Die dreisten Agitatoren.“

Und sind Sie künftig arbeitslos,
Was ja nicht ausgeschlossen,
So finden Sie Unterstützung wohl
Bei Ihren Parteigenossen.“ —

III.

„Sieg, Freunde, Sieg und alles gewährt!
Sein Sträuben ist bezwungen.
Vergeht nicht, daß es Eurer Kraft
Und Einigkeit gelungen.“

Und schwört mir, jeden Uebergriß
Bis in den Tod zu hassen,
Und reicht mir einmal noch die Hand;
Denn ich — muß Euch verlassen.“

„Verlassen? Und? Hat er's verlangt,
Dah' Du die Werkstatt meidest?
Sprich! Zwingt er Dich, dah' Du so jäh
Aus unsrer Mitte scheidest?“

Will er sich rächen, weil Du für uns
Ein freies Wort gesprochen? —
So gehen auch wir trotz seines Lohns,
Der Friede ist wieder gebrochen!“

„Nein, nein! So sel's um keinen Preis!
Ihr müßt die Streitlust dämpfen!
Ihr wagtet zuviel mit solchem Schritt;
Läßt ab von weiteren Kämpfen!“

Und Ihr — in guter und böser Zeit
Kömt ihr mich doch nicht stützen.
Hier läßt das Geld Gerechtigkeit;
Mir kann kein Weibchen nützen.“

Die schlechende Lüge und Quälerei
Sind ihm gar leichte Sachen;
Ihr wüßt, wie oft es ihm gelang,
Die „Störrißen“ müde zu machen.“

Auch sollt Ihr um meinewillen nicht
Mit Weib und Kindern darben.
Wenn mir der Kampf eine Wunde schlug,
Einst wird auch sie vernarben.“

Noch sag' ich's Euch zum Abschiedsgruß:
Bei eurem künftigen Heile!
Vorscherzt nicht den erdachten Sieg
Durch zornverblendete Eile.“

Doch laßt für kommende Gefahr
Nicht Kraft und Muth erschaffen,
Und haltet im Stillen immerdar
Zum Schlag bereit die Waffen.“

Dann haltet Ihr einst Euer gutes Recht
In starker Hand geborgen,
Und durch die Hütte, die Werkstatt weht
Der frische Freiheitmorgen!“

IV.

Die Räder sausen, das Eisen knirscht,
Die Kolben stampfen und sauchen;
Die Defen glähen, der Broden zischt,
Die Schöte flammen und rauchen.“

Da schritt ein Pfiff und — Mittag ist's!
Vom Werk die Hände lassen,
Das Bienenvolk der Fabriken schwärmt
Und flüchtet über die Gassen.“

Am andern Ende des Ortes zieht
Von bannen der „Mädel'sführer“;
Da strebt in den grauen Tag hinaus
Der „Volksmuth'schinder's Führer“.

„Mit Weib und Kind! Da brauch't's des Muths,
Der Herz und Hand mir stähle!“
Und ihm im Auge leuchtet die Kraft
Und der Ernst einer Helbenseele.“

Eine Dorfgeschichte.

Soziales Bild aus Rußland.

Von G. Gorbunoff.

(Fortsetzung.)

Der Alte erzählte, wie er noch in jungen Jahren den Entschluß gefaßt hatte, nach dem Berge Athos und nach Jerusalem zu wandern, und überhaupt alle heiligen Stätten zu besuchen und wie er zu diesem Zwecke Geld sparte. Er war ein Bauer aus dem Gouvernement Twer, lebte dort in seinem Heimatdörfchen, hatte Familie und besenungeachtet hatte er beschlossen, Alles zu verlassen und auf die Wanderung zu gehen. Endlich hatte er eine kleine Summe beisammen — da geschah das Unglück, daß sein Pferd krepirte, darauf seine Kuh — da sagte seine Familie, daß er nicht gehen dürfe, sondern, daß er erst den Haushalt bestellen müsse; da gab er denn das ersparte Geld hin und blieb zu Hause.

Wieder legte er sich aufs Sparen — da mußte er ein neues Haus bauen, weil das alte ganz verfallen; und darauf mußten die Tochter und der Sohn ebenfalls verheirathet werden.

Doch endlich hatte er alles in Ordnung gebracht und seine Familie beruhigt. Da beschloß er, sich als Arbeiter an einem fremden Orte zu verdienen, um seinen Lohn für sich behalten zu können, da er sonst wohl nicht vom Hause würde fortgelassen werden.

So wie er hundert Rubel erübrigt hatte, machte er sich auf den Weg. Theils ging er zu Fuß, theils machte er ihn im Wagen, wenn ein Bauer, der eben leer zurückkehrte, ihn eine Strecke weit mitnahm, theils mit der Eisenbahn. Auf diese Weise ist er denn in den verschiedensten Ländern gewesen, sogar in Konstantinopel. In all' den Orten, wo er gewesen, hat er Heiligthümer gekauft und führt sie mit sich; hie und da verkauft er davon, den Armen aber giebt er umsonst, wenn sie an irgend welchen Gebrechen oder Krankheiten leiden. Er ist schon vier Jahre auf der Reise, ist aber jetzt auf dem Wege nach Hause.

„Sage doch Alterchen“, fragte ihn Sergei Iwanitsch, „wie leben denn die Menschen auf dem Berge Athos? Leben sie in brüderlicher Liebe und ohne Eigennutz, oder eben so wie die Leute überall leben?“

Da erzählt der Alte, daß auf dem Berge Athos lauter Klöster und Einsiedeleien sind, dort wohnen Mönche und Einsiedler, und die Leute, welche hinkommen, um zu beten: die Pilger. Weltliches Leben ist dort gar nicht.

„In den Einsiedeleien haben die Leute gar kein besonderes Eigenthum — dort ist Alles gemeinsam. Doch sind ja diese Mönche auch nur Menschen und, wie Du weißt, sind die Menschen so verschieden. Es giebt auch solche Mönche, die mit der Sammelbüchse herumgehen, und siehe, da kommt er zu eigenem Besitztum: er baut sich eine eigene Klausel . . .“

Sergei Iwanitsch seufzt tief auf: „Um also ohne Eigennutz zu leben, muß man der Welt entsagen? muß man sich also von den Menschen entfernen? mit den Menschen zusammen kann man also nicht nach den Geboten der Nächstenliebe leben? Es können ja aber nicht Alle in's Kloster gehen und man müßte es doch so einrichten, daß man auch mit den Menschen so leben könnte, wie es die Gerechtigkeit verlangt.“

Und wieder lassen ihm die alten, quälenden Gedanken keine Ruhe, und wieder findet er keine Antwort auf die Frage — warum kann man das Leben nicht so ordnen, daß es sich leichter und glücklicher leben ließe?

Der Alte hat ihm auch nichts darüber sagen können, er hat darüber gar nicht nachgedacht, sich gar nicht darum gekümmert.

Ein anderes Mal kommt zu ihm ein junger Soldat, der aus dem Dienste zeitweilig entlassen ist. Er erzählt, wie er in Warschau zwei Jahre mit seinem Regiment gestanden habe. Er erzählt, wie schön die Stadt ist, viel schöner wie Moskau, viel reinlicher. Die Leute, die dort leben, sind viel höflicher, viel mäßiger. Wenn an der Straße ein Betrunkener sich sehen läßt, so weiß man gleich, daß er kein hiesiger ist. Und was hat er nicht Alles dort gesehen!

„Sage doch mal, Kamerad“, fragte Sergei Iwanitsch, „wie leben denn dort die Menschen? Leben sie wie die Gerechtigkeit es verlangt oder eben wie wir?“

Der Soldat schaute ihn verwundert an.

„Wie soll ich Dir denn das sagen“, begann er verlegen sich den Kopf kratzend. „Was die Gerechtigkeit anbelangt, so glaube ich — ist es bei ihnen ebenso wie bei uns. Es heißt auch bei ihnen — man muß den Finger nicht in den fremden Mund legen. Ganz wie bei uns“, sagte er endlich, nachdem er ein wenig nachgedacht.

„Also nicht wie es die Gerechtigkeit verlangt! Also nur äußerlich, der Form nach, ist es besser“, sagte Sergei.

Unterdeß Sergei aus all diesen Erzählungen von fremden Ländern und verschiedenen Ortschaften nur solche Thatfachen herausfuchte, die ihm Antwort auf die ihn quälenden Fragen geben konnten, interessirte sich die kleine Saska für dieselben aus ganz anderem Grunde. Ob nun von dem Athos-Gebirge erzählt wurde, oder von andern Gegenständen und Städten — so versekte ihre Einbildungskraft sie weit, weit weg aus ihrer Hütte, aus ihrem Dorfe. Es war, als bemächtigte sich ihrer ein unnenbares Sehnen nach der Ferne, dorthin, wo die hohen Berge sich aufeinanderthürmen, wo die großen düstern Klostermauern sich in Felsen verlieren, oder wie stolze Häuser mit großen Spiegelfenstern, freie Plätze, mit Denkmälern geschmückt, sich den Augen darbieten.

Nie hatte sie dergleichen gesehen, nie hatte sie bis dahin eine Vorstellung gehabt, und nur wenn die verschiedenen Leute beim Einkehren davon erzählten, da wurde sie gewaltig von diesen Beschreibungen ergriffen. Ihre Phantasie gaukelte ihr dies Alles vor als etwas unbeschreiblich Großes, Reiches, Glänzendes, mit so blendendem Lichte übergossen, daß sie oft wie verzaubert die Augen schloß. In diesem Chaos unbestimmter Vorstellungen und Gefühle konnte sie sich durchaus nicht zurechtfinden. Und doch fühlte sich ihr ganzes Wesen zu dieser unbekannten Welt hingezogen.

Es waren schon zwei Jahre seit der Heirath von Sergei Iwanitsch vergangen. Der Frühling erschien und mit ihm kam eine neue Persönlichkeit in's Dorf. An irgend einem Feiertage kam ein junges Mädchen, die Lehrerin aus einer städtischen Volksschule, in einem Bauernwagen angefahren. Den ganzen Winter über hatte sie gekränkelt und der Arzt hatte ihr gerathen, den Sommer auf dem Lande zuzubringen. So war sie mit der Eisenbahn bis zu einer der nächsten Station gefahren, war dort ausgestiegen und hatte die Bauern, welche dort mit ihren Fuhrwerken der ankommenden Reisenden harren, ausgefragt, ob in der Umgegend nicht ein Dorf sei, wo ein Fluß zum Baden, der Wald recht nahe sei, wo man eine solche Hütte finde, wo sie für den Sommer sich einmieten könne. Einer der Bauern sagte, das Dorf Klimofka möchte wohl für sie passen und machte ihr das Anerbieten, sie dorthin zu bringen. Das Dorf gefiel dem jungen Mädchen, Maria Nikolajefna, ganz gut; als sie bei der Einfahrt in dasselbe am ersten Hause, das gerade dasjenige von Sergei Iwanitsch, anhielt, um Erkundigungen einzuziehen, sagte Anna Michailofna, es wäre das beste, wenn sie sich bei ihrer Mutter, einer alten Frau, die ganz allein in ihrer Hütte lebe, einmieten würde. Diese Hütte stand in der Nähe des Flusses, hatte ein kleines Gärtchen mit ein Paar schattigen Bäumen, und lag recht abgelegen. Es traf sich Alles, wie sie es gesagt und Maria Nikolajefna verabredete sogleich Alles mit der Alten. Nach drei Wochen zog sie in's Dorf, um dort ihren Sommeraufenthalt zu nehmen.

Als Maria Nikolajefna eingezogen war, siedelte auch Saska zur Großmutter über, um ihr bei der Bedienung der Lehrerin zu helfen. Das kleine Mädchen erregte das Interesse der Lehrerin und sie machte ihr den Vorschlag, sie lesen und schreiben zu lehren. Saska war sehr glücklich darüber und so fing das Lernen an. Das kleine Mädchen machte merkwürdige Fortschritte — und dennoch war ihre Wissbegierde größer und machte sie oft ungeduldig. Kaum hatte sie die Buchstaben erlernt, als sie durchaus rasch, rasch wissen wollte, was im Buche geschrieben stehe. Sie war nicht geduldig genug, die mechanischen Schwierigkeiten des Lesens zu überwinden — und um sie dazu anzuspornen und ihr das endliche Ziel verlockender darzustellen, las ihr Maria Nikolajefna oft vor, sagte ihr Gedichte her, erzählte ihr Märchen. Die Gedichte behielt Saska leicht auswendig, von den prosaischen Sachen liebte sie am

meisten Märchen. Da nun der mitgebrachte Vorrath von Büchern mit passender Lektüre für Sascha nicht eben groß war, so nahm sie oft das eben erst ihr vorgelesene Märchen zur Hand und fing an, dasselbe selbst zu lesen; dabei geschah es, daß sie oft die Endungen der Wörter falsch las, oft geschah dasselbe mit ganzen Wörtern, aber doch hatte sie zuletzt alle Schwierigkeiten überwunden und las nicht nur fließend, sondern auch mit Ausdruck und vollem Verständniß und übte sich fleißig im Schreiben.

Von Allem, was sie aus den mitgebrachten Büchern gelesen, gefiel ihr am meisten ein Märchen, in dem erzählt wurde, wie die Sperlinge Alle befragten — wann denn der Frühling kommen werde.

Sie konnte es sich so lebhaft vorstellen, wie die kleinen Vögel immer weiter und weiter fliegen und immer wieder dieselbe Frage thun und immer keine rechte Antwort darauf bekommen. Da kommen sie endlich in ein Dorf. Aber auch hier ist es noch so kalt! Der Schnee liegt noch so hoch angethürmt! Der strenge Alte, der Winter, herrscht noch immer in seinem kalten Reiche und hält strenges Regiment. Er hat das Wasser im Flusse in Fesseln gelegt, hat es der Freiheit beraubt, erlaubt ihm nicht in seinem Bette sich muthwillig herumzuschlingeln und über Steine zu springen. Alle Bäume im Walde hat er mit kaltem, glänzendem Schnee und Eis bestreut, alle Wege sind tief verschneit und sogar die Sonne hat er vermittelt eines dichten, grauen Nebels, wie mit einem Schleier verdeckt und erlaubt ihr nicht, sich in ihrem vollem Glanze zu zeigen!

Aber sieh! wie bald verdrängt die Sonne den Nebel, zerstreut ihn in der Luft, der Schnee sinkt immer mehr zusammen, es zeigen sich schwarze Flecken Erde, und es kommt Leben in die Luft. „Der Frühling kommt, der Frühling kommt!“ liest sie im Buche weiter, und es scheint ihr, als höre sie selbst diesen Ruf, wie er von der Luft, aus den Wäldern, von den Wiesen, von allen Seiten zu ihr hinüberdringt. Und Alles, was sie weiter liest, zieht vor ihren Augen vorüber in lebhaften, glänzenden Farben. Sie sieht ganz deutlich, wie die Kraniche gestiegen kommen und auf ihren Flügeln einen ganz kleinen Knaben und ein ganz kleines Mädchen bringen, wie sie dieselben auf die Erde niederlassen. Der Knabe und das Mädchen küssen die Erde und überall, wo sie hinschreiten — verschwindet der Schnee und sprossen grüne Gräser hervor und erblühen Blumen. Da kommen sie zu dem alten greisen Winter, drücken ihn an Brust und Herz und küssen ihn — und sieh — im selben Augenblicke verschwindet der Winter . . .

Und sie liest weiter, wie die Kinder aufwachsen und sie ihre Herrschaft auf der Erde antraten und welch herrliches, üppiges Leben in der ganzen Natur ausging. Das Wasser im Flusse wurde frei und rauschend und sprudelnd floß es in seinem Bette weiter. Die Bäume im Walde bedeckten sich mit grünen Blättern und in der Luft duftete es so herrlich nach Tannen und Fichten. Und im Walde reiften die Beeren und das Gras wuchs so hoch, und im Felde schaukelten sich die hohen, schlanken Aehren und sie waren so hoch, so hoch, daß sie über ihrem Kopf zusammenschlugen — und kein Mensch sie sehen konnte . . .

O, dieses Alles kannte sie ja so gut, so gut . . . Sie hatte dies Alles nicht nur beobachtet, sondern sie hatte es erlebt, mitgeföhlt, daran Theil genommen mit ihrem ganzen innersten Wesen . . . Sie wußte, besser gesagt, sie hatte es erlebt, mitgeföhlt, wie es denn zum Herbst Alles in der Natur anders wurde, Alles wieder dem Winter zuneigte . . .

Und die Königin wurde immer stiller und blässer und es erfaßte sie eine unbefiegbare Sehnsucht nach dem Lande, wo sie als kleines Mädchen gewesen; da ging sie sich ausruhen, setzte sich auf die trockenen Blätter, die um die Bäume herumlagen und verschwand immer tiefer, immer tiefer, unter denselben, bis ein Wind sich erhob und dieselben wild herumstreute . . . Und da war auch die Königin verschwunden.

So spann Sascha unermüdet ihre Träume weiter. Sie wurde nicht müde, Maria Nikolajefna auszufragen. Und Alles, was diese ihr von den verschiedenen Ländern, Städten, von der Natur und ihren Erscheinungen erzählte, alle Bilder, die sie ihr zeigte, reizten ihre Einbildungskraft noch immer mehr. . . . Wenn ihr etwas aus dem, was sie las, sehr gefiel, so schrieb sie dasselbe ab. Als ihr Maria Nikolajefna die Märchen Andersens schenkte, war ihre Freude grenzenlos.

Je mehr sie las, desto mehr versenkte sie sich in die Märchenwelt, desto mehr entfremdete sie sich der Wirklichkeit. Dies wurde ihr um so leichter, da ihre Familie keinen Länderteil im Felde hatte, keinen Gemüsegarten, kein Vieh, welches irgendwelche Fürsorge in Anspruch nahm. Die Hauswirtschaft war so klein, so beschränkt, daß sie Sascha durchaus nicht von ihren Träumereien ablenkte und dazu kam noch, daß sie ihrer kleinen unentwickelten Gestalt wegen auch als ganz kleines Kind betrachtet wurde. Wenn sie auch ihren Stiefvater hin und wieder beim Aufspulen der Seide oder Baumwolle behilflich war, so war auch dies eine Beschäftigung, die sie nicht vom Sinnen und Träumen ablenkte.

Der Aufenthalt von Maria Nikolajefna, der Lehrerin, im Dorfe blieb auch für Sergei Iwanitsch nicht ohne Folgen. Nachdem er sich an ihre häufige Anwesenheit in seiner Hütte etwas gewöhnt hatte, ihren Gesprächen mit seiner Frau, der kleinen Sascha, zugehört, und den Erzählungen, die sie vorlas oder vortrug, gelauscht, bekam er endlich Muth, ihr seinerseits Fragen zu stellen. Aber die Antworten, die er erhielt, entsprachen nicht seinen Erwartungen.

„Seht doch, Fräulein,“ fragte er sie einst, „gibt es solche Länder auf der Welt, wo Gerechtigkeit herrscht, und wo Alle so leben, wie es die Gerechtigkeit, die rechte Wahrheit erheißt?“

„Wie versteht Ihr das?“ fragte Maria Nikolajefna verwundert.

„Das ist doch ganz einfach zu verstehen. Die Gerechtigkeit muß doch überall ein und dieselbe sein. Nach der Gerechtigkeit leben, heißt wie die Brüder leben, so wie es die Menschenwürde gebietet. Leben wir denn hier so, wie die Gerechtigkeit es erheißt? Im Frühling z. B. kam hierher ein Beamter, um in Erfahrung zu bringen, wie viele Webstühle hier im Dorfe sind — damit Jeder je nach ihrer Zahl Abgaben zahle, und einen Erlaubnißschein auszufertigen. Selbst ist er nicht in den Bauernhäusern herumgegangen, sondern hat den Starosta kommen lassen und hat ihm befohlen, die Zählung zu machen. Der hat aber lange nicht alle angezeigt. Ihr wißt ja selbst, Fräulein, daß hier bei uns fast in jedem Hause Webstühle stehen — der Starosta hat aber nur drei Häuser angegeben: den Timofoi Pobess, der zehn Webstühle hat, den Iwan Petroff, der ihrer sechs hat und mich. Ich habe aber ja nur zwei Webstühle, während die Andern ihrer drei, vier und zwei haben. Aber alle diese hat er nicht angegeben. Timofoi und Iwan Petroff haben ganz ordentliche Arbeiter, sind reiche Bauern — ihnen macht es auch nichts aus, einen Erlaubnißschein zu nehmen und Abgaben dafür zu zahlen. Mich aber hat der Starosta angegeben, nicht weil ich reich bin, sondern weil ich von anderwärts her bin, ein Fremder. Und doch bin ich ja ganz ebenso wie sie Alle, thue dieselbe Arbeit. Sie wissen ja selbst alle, daß diese Arbeit keinen großen Verdienst abwirft. Seht Ihr, Fräulein, das nenne ich nicht nach der Gerechtigkeit leben. Ein Fremder — keiner der Unrigen, kein Bruder . . . Die Gerechtigkeit gebietet ja, Alle zu lieben. Nun frage ich, gibt es solche Länder, wo man so lebt, wie die Gerechtigkeit es gebietet?“

Maria Nikolajefna war um die Antwort verlegen.

„Nein, Sergei Iwanitsch,“ sagte sie endlich, „solche Länder gibt es nicht. Aber je mehr die Leute wissen werden, desto mehr wird auch die Uebersetzung durchdringen, daß, wenn man gerecht handelt, man selbst nur dadurch gewinnt und sich das Leben freundlicher gestaltet.“

Sergei Iwanitsch lächelte traurig vor sich hin.

„Wissen, wie man leben muß und wie die Gerechtigkeit es verlangt, ist eins, und handeln so wie die Gerechtigkeit es erheißt, ist ganz etwas anderes . . . Wer sollte das besser wissen als der Geistliche? Legst du dich bei uns der allerärmste Bauer im ganzen Dorfe, der Geistliche wollte ihn nicht beerdigen. „Gieb mir fünf Rubel, sonst thue ich es nicht“, sagte er zur Witwe. Wo sollte die Arme soviel Geld hernehmen? Das arme Weib lag vor ihm auf den Knien, weinte und flehte ihn an — Alles umsonst. Da lief sie im ganzen Dorfe herum, wollte Geld leihen, Niemand gab ihr welches . . . Ach, seufzte er tief auf, was man auch sagen mag, eins ist gewiß: Worte allein erwecken nicht die rechte Liebe, die Bruderliebe, so eine Liebe, welche das Leben so gestaltet, daß Alle es gut haben . . .“

Du hast Unrecht, wenn Du glaubst, Sergei Iwanitsch, daß Worte gar keine Bedeutung haben. Du kennst ja das Sprichwort: Gutes Wort findet guten Ort! Natürlich haben gute Worte nicht auf Alle Einfluß, aber, siehst Du, es gibt solche Bücher in denen der Beweis geführt wird, daß es sogar vortheilhafter ist, nach der Gerechtigkeit zu leben.“

„Und glauben denn Diejenigen, die diese Bücher gelesen haben, daran, daß dies wahr ist?“ fragte Sergei Iwanitsch.

„Nicht Alle und nicht immer“, lautete die etwas unsichere Antwort, „aber es giebt auch solche Menschen die d'ran glauben.“

„Nun, es giebt ja immer einzelne Menschen, die diesem oder jenem Glauben schenken. Nur müßte es eben so sein, daß Alle daran glauben. Seht, bei uns im Dorfe beschäftigen wir uns Alle mit einem und demselben Gewerbe: der Eine arbeitet vom Morgen bis zum Abend, wie viel seine Kräfte es nur erlauben, und er bleibt immer arm. Der Andere arbeitet fast gar nicht — und er ist reich. Und wie kommt das? Das kommt, weil Timofei Petroff an seine zehn Webstühle lauter fremdes Volk gesetzt hat, zur Hälfte Kinder. Er selbst sitzt an gar keinem Webstuhle, thut nichts als Thee trinken, fährt nach Moskau, führt dorthin seine Waare und bringt Baumwolle an deren statt. Er wird immer breiter und an seiner statt arbeiten lieber Lehrlinge und Gesellen — arbeiten und verdienen kaum das schwarze Brod und den Kwas! Wie gefällt Euch das? Ist dies gerecht? Seht Ihr, ich habe doch recht, wenn ich sage — Worte allein thun es nicht! Also Fräulein, Ihr sagt, es giebt keinen solchen Ort, wo man nach der Gerechtigkeit lebt?“

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Revolution.

II.

B. W. Vergleichen wir nun — nach Richard Wagner — die öffentliche Kunst des neuzeitlichen Europa mit der öffentlichen Kunst der alten Griechen, suchen wir den wesentlichen Unterschied festzustellen.

Die griechische Kunst war der Ausdruck des Edelsten im Volksbewußtsein, die griechische Bühnenaufführung eine

weihevollte Feier. Unsere Kunst, soweit sie in der Öffentlichkeit herrscht, stellt keineswegs die edeln Regungen der Volksseele dar. In Griechenland wohnte das Volk den Schaustellungen bei; heutzutage findet man im Theater fast ausschließlich den vermögenden Theil. Die Griechen pflegten zur Schönheit erzogen zu werden, waren ein Volk von Künstlern; wir werden zum Erwerbe erzogen, sind ein Volk von barbarischen Industrierittern und Knappen. Bei den Griechen war es eine Auszeichnung der Bildung und Schönheit, zum Darstellen, Singen und Tanzen zugelassen zu werden; wir lassen einen Theil unseres Proletariats zu unserer Unterhaltung abrichten. Das griechische Publikum lohnte den Künstler mit leuchtender Ehre; wir bezahlen ihn. Unsere Kunst ist eben Handwerk. Der Künstler schafft, weil ihm dies Schaffen Genuß ist; der Handwerker*) betrachtet im Allgemeinen seine Arbeit als Mühe, als nothwendiges Uebel zur Erreichung seines Lebensunterhaltes; seine Thätigkeit erhebt sich wenig über die Geschäftigkeit der Maschine. Solche Thätigkeit aber ist das allgemeine Loos unserer großen Volksmasse: ein beständiges, Geist und Leib tödtendes Mühen ohne Lust und Liebe, oft fast ohne Zweck.

Daß ein derartiger Zustand zumeist als selbstverständlich hingenommen wird, ist unter andern dem Christenthum zuzuschreiben. Betrachtet dieses nämlich unser Leben nur als Mittel, um ein höheres Dasein nach dem Tode zu genießen, so muß ihm das Erdenleben nur in Bezug auf seine Erhaltung, auf seine unumgänglich nothwendigen Bedürfnisse als Gegenstand der Sorgfalt gelten. „So sehen wir mit Entsetzen in einer heutzutage Baumvollensfabrik den Geist des Christenthums ganz aufrichtig verkörpert: zu Gunsten der Reichen ist Gott Industrie geworden, die den armen christlichen Arbeiter gerade nur solange am Leben erhält, bis himmlische Handelskonstellationen die gnadenvolle Nothwendigkeit herbeiführen, ihn in eine bessere Welt zu entlassen.“

Das eigentliche Handwerk kannte der freie Grieche nicht. Die Beschaffung der nothwendigen Lebensbedürfnisse, welche in unserem öffentlichen Leben die Hauptsache ist, dänkte ihm nicht würdig genug, Gegenstand seiner anhaltenden Aufmerksamkeit zu sein; sein Geist lebte in der Öffentlichkeit, war politisch oder künstlerisch. Wo er auf die Nothwendigkeit einer Handwerksfähigkeit stieß, suchte er derselben sofort die künstlerische Seite abzugewinnen. Die groben und geistlosen Handtirungen waren Sache der — Sklaven. „Dieser Sklave ist die verhängnißvolle Angel alles Weltgeschickes geworden. Der Sklave hat durch sein bloßes, als nothwendig erachtetes Dasein als Sklave die Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller Schönheit und Stärke des griechischen Sondernenschthums aufgedeckt, und für alle Zeiten nachgewiesen, daß Schönheit und Stärke als Grundzüge des öffentlichen Lebens nur dann beglückende Dauer haben können, wenn sie allen Menschen zu eigen sind. Leider aber ist es bis jetzt nur bei diesem Nachweise geblieben. In Wahrheit bewährt sich die Jahrtausende lange Revolution des Menschenthums fast nur im Geiste der Reaktion: sie hat den schönen, freien Menschen zu sich, zum Sklaventhum herabgezogen, der Sklave ist nicht frei, sondern der Freie ist Sklave geworden.“ „Und so sind wir denn bis auf den heutigen Tag Sklaven, nur mit dem Troste des Wissens, daß wir alle Sklaven sind; Sklaven, denen einst christliche Apostel und Kaiser Konstantin riefen, ein elendes Dasein geduldig um ein besseres Jenseits hinzugeben; Sklaven, denen heute von Banquiers und Fabrikbesitzern gelehrt wird, den Zweck des Daseins in der Handwerksarbeit um das tägliche Brod zu suchen. Frei von dieser Sklaverei fühlte sich zu seiner Zeit nur Kaiser Konstantin, der über das ihnen als nutzlos dargestellte irdische Leben seiner gläubigen Unterthanen als genüßsüchtiger, heidnischer Despot verfügte; frei fühlt sich heutzutage, wenigstens im Sinne der öffentlichen Sklaverei, nur der, welcher Geld hat, weil er sein Leben nach Belieben zu etwas Anderem als eben nur dem Gewinne des Lebens verwenden kann. Wie nun das Befreiende nach Befreiung aus der allgemeinen Sklaverei in der römischen und mittelalterlichen Welt sich als Verlangen nach absoluter Herrschaft kundgab, so tritt es heute als Stier nach Geld auf; und wundern wir uns daher nicht, wenn auch die Kunst nach Gelde geht; denn nach seiner Freiheit, seinem Gotte strebt alles; unser Gott aber ist das Geld, unsere Religion der Gelderwerb.“

Die Kunst geht nach Geld! Sie, die reine Kunst, ist also im modernen Leben nicht mehr vorhanden. Wenigstens in der Öffentlichkeit nicht. Freilich im Einzelwesen lebt noch immer Verehrung für wahre Kunst. Damit aber die Kunst der Griechen wiedererstehe, damit der Künstler im Volke wurzle und dem öffentlichen Bewußtsein Ausdruck gebe, damit das Kunstwerk eine harmonische Vereinigung und kein Chaos der einzelnen Kunstelemente sei, dazu bedarf es einer Revolution. Bei den Griechen durfte und mußte die Kunst konservativ sein, weil sie eben die echte Kunst war; wo aber bei uns Begeisterung für echte Kunst lebt, da muß sie revolutionär sein, weil die echte Kunst noch nicht zur Herrschaft über die Allgemeinheit gelangt ist.

Aber nur die fortbildende, nicht etwa die reaktionäre Revolution kann uns eine hohe Kunst wiedergeben. Wir wollen nicht wieder Griechen werden, wie dies von Künstlern der Unnatur versucht worden ist. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß der Geist der griechischen Kunst den Fehler nationaler Beschränktheit hatte. Und was die Griechen nicht wußten, das wissen wir, nämlich daß die Schranken

*) Richard Wagner meint hier natürlich den abhängigen, ausgedienten Handwerker des industriellen Systems.

der Nationalität und des sozialen Klassenthums Feinde der Freiheit und somit der wahren Kunst sind.

Umfaßt das griechische Kunstwerk den Geist einer schönen Nation, so soll das Kunstwerk der Zukunft den Geist freier Menschlichkeit umfassen. Und „aus dem entehrenden Sklavenjoch des allgemeinen Handwerkerthums mit seiner bleichen Geldseele wollen wir uns zum freien künstlerischen Menschenthum mit seiner strahlenden Weltseele aufschwingen; aus mühselig beladenen Tagelöhnern der Industrie wollen wir alle zu schönen, starken Menschen werden, denen die Welt gehört als ein ewig unverfügbarer Quell höchsten künstlerischen Genußes.“ Zu diesem Ziele bedürfen wir der allgewaltigen Kraft der Revolution.

Doch woher sollen wir im Zustande tiefer Entkräftung die Kraft zur Erhebung schöpfen, womit den Sieg erringen über eine sogenannte Kultur, welche die natürliche Menschlichkeit verleugnet, den menschlichen Geist nur als Dampfkraft der Maschine verwendet und dabei behauptet, daß sie mehr werth sei als der lebendige Mensch?

Wo der gelehrte Arzt kein Mittel weiß, da wenden wir uns verzweifelt an die Natur. Auch hier liegt das Heilmittel im Walle der Natur. Hat die Kultur, ausgehend vom christlichen Glauben an die Verwerflichkeit der Menschennatur, den Menschen verleugnet, so hat sie sich damit einen Feind geschaffen, welcher sie soweit vernichten wird, als sie ihn beengte. Der Natur wohnt eben eine Kraft inne, eine Art Schnellkraft, vermöge welcher sie sich immer wieder soweit ausdehnt, als sie unterdrückt wurde. Und diese Kraft, welche die ganze Last einer falschen Kultur mit einem Rucke zurückschleudern wird, ist — die Revolution.

Diese revolutionäre Kraft äußert sich zunächst als der moralische Trog des Arbeiters gegenüber der lasterhaften Trägheit oder lasterhaften Geschäftigkeit der Reichen. Der Arbeiter will die Arbeit zum allgemeinen Prinzip der Gesellschaft erheben; jeder soll arbeiten, niemand auf Kosten anderer feiern. Aber wie? Sollte nicht gerade dadurch, daß das Arbeiterthum zur allein herrschenden Weltmacht erhoben wird, die Kunst verkümmern?

Nein! Diese Befürchtung, welche von vielen Freunden der Kunst gehegt wird und viele zu Segnern der Revolution macht, ist grundlos. Nur scheinbar wendet sich der unmittelbare und vielfach überlegte Ausdruck der Entrüstung des am meisten leidenden Theiles unserer Gesellschaft gegen die Kunst. In Wahrheit verlangen die Unterdrückten nach einem würdigen Genuße des Lebens, nach einem freien, edel menschlichen Dasein, dessen Unterhalt sie nicht mehr mit dem Aufwande aller Kräfte mühselig verdienen müssen.

Zu dieser Würde und Menschlichkeit des Daseins gehört aber die Schönheit. Und so kann „die wahre Kunst sich nur auf den Schultern unserer großen sozialen Bewegung zu ihrer Würde erheben; sie hat mit ihr ein gemeinschaftliches Ziel, und beide können es nur erreichen, wenn sie es gemeinschaftlich erkennen. Dieses Ziel ist der starke und schöne Mensch; die Revolution gebe ihm die Stärke, die Kunst die Schönheit!“

Eine Krankheit schwindet, wenn man ihre Ursache beseitigt. Eine wesentliche Ursache der jahrtausend langen Krankheit der Menschheit, welche in der Gegenwart ihren Höhepunkt erreicht hat, war nun die falsche Auffassung vom Zweck des menschlichen Lebens. Die Zukunft, die freie, herrliche Zukunft muß also von dem Wahne, daß der Mensch nur das Werkzeug zu einem außer ihm liegenden Zwecke sei, frei sein und die entgegengesetzte Auffassung haben. „Weiß der Mensch sich endlich selbst einzig und allein als Zweck seines Daseins und begreift er, daß er diesen Selbstzweck am vollkommensten nur in der Gemeinschaft mit allen Menschen erreicht, so wird sein gesellschaftliches Glaubensbekenntnis nur in einer positiven Bestätigung jener Lehre Jesu bestehen können, in welcher er ermahnte: „Sorget nicht, was werden wir essen, was werden wir trinken, noch auch, womit werden wir uns kleiden, denn dieses hat euch Euer himmlischer Vater alles von selbst gegeben!“

Dieser himmlische Vater wird dann kein anderer sein, als die soziale Vernunft der Menschheit, welche die Natur und ihre Fülle sich zum Wohle aller zu eigen macht. Eben, daß die rein physische Erhaltung des Lebens bisher der Gegenstand der Sorge, und zwar der wirklichen, meist alle Geistesfähigkeiten lähmenden, Leib und Seele verzehrenden Sorge sein mußte, darin lag das Laster und der Fluch unserer geselligen Einrichtungen. Diese Sorge hat den Menschen schwach, knechtisch, stumpf und elend gemacht, zu einem Geschöpfe, das nicht lieben und nicht hassen kann, zu einem Bürger, der jeden Augenblick den letzten Rest seines freien Willens hingab, wenn nur diese Sorge ihm erleichtert werden konnte. Hat die brüderliche Menschheit ein für allemal diese Sorge von sich abgeworfen, und sie — wie der Grieche dem Sklaven — der Maschine zugewiesen, diesem künstlichen Sklaven des freien, schöpferischen Menschen, dem er bis jetzt diente, wie der Fettschambeter dem von seinen eigenen Händen verfertigten Öfen, so wird all sein befreiter Thätigkeitstrieb sich nur noch als künstlerischer Trieb kundgeben.“

Dieser Kunsttrieb im Menschen der Zukunft wird durch Erziehung noch gesteigert werden. Denn was uns als Zweck des Lebens erscheint, dafür erziehen wir uns und unsere Kinder. Im künftigen, freien Menschen wird der Gewinn des Lebens unterhalte nicht mehr der Zweck des Lebens sein, sondern die Freude am Leben; die Industrie wird dereinst nicht mehr unsere Herrin, sondern unsere Dienerin sein. Die Erziehung, von der Übung der Kraft, von der Pflege der Körperschönheit ausgehend, wird schon aus Liebe zum Kinde, aus Freude am Gedeihen

seiner Schönheit eine künstlerische sein. So wird ein Volk von Künstlern entstehen, und diese Künstler werden die Kunst lieben, nicht aber nach Geld gehen.

„Utopien! Utopien!“ höre ich sie rufen, die großen Weisen und Ueberzuckerer unserer modernen Staats- und Kunstbarbarei, die sogenannten praktischen Menschen, die der Handhabung ihrer Praktik sich täglich nur durch Lügen und Gewaltstreich, oder — wenn sie nämlich ehrlich sind — höchstens durch Unwissenheit helfen können. Sie leben, leiden und lästern und befinden sich in einer großen Lage, in einem eingebildeten Utopien, an das sie mit Aufbietung ungeheurer Heuchelei glauben zu machen sich bemühen; und die einzig natürliche Erlösung aus ihrer Verzauberung verschreien sie als ein Utopien — gerade wie die Leidenden im Narrenhause ihre verrückten Einbildungen für Wahrheit, die Wahrheit aber für Verrücktheit halten. Kennt die Geschichte ein wirkliches Utopien, so ist es das Christenthum. Es predigte fast zwei Jahrtausend lang Demuth, Entsagung, Verachtung alles Irdischen und in dieser Verachtung — Bruderliebe. Und wie stellt sich die Erfüllung heraus in der modernen Welt, die sich ja doch eine christliche nennt und die christliche Religion als ihre unantastbare Basis festhält? Als Hochmuth, Heuchelei, Vucher, Raub an den Gütern der Natur und selbstsüchtige Verachtung der leidenden Nebenmenschen. Woher dieser krasse Gegensatz zwischen Lehre und Ausführung? Die Lehre der Entsagung ist krankhaft, unnatürlich. Die Natur verlangt etwas anderes, als Tödtung des Fleisches, und ihr Verlangen siegt. Beweis: die allmächtige Kirche priest Enthaltung von der Geschlechtsliebe als hohe Tugend, und trotz der allmächtigen Kirche ist der Mensch in solcher Fülle vorhanden, daß die christlich-ökonomische Staatsweisheit gar nicht weiß, was sie mit der Fülle anfangen soll und heimlich die politischen und sozialen Massenmordmittel segnet. Und wenn solchen wahnwitzigen Experimenten gegenüber an die gesunde Natur appellirt und von der Vernunft des Menschen nichts weiter verlangt wird, als daß sie uns einen Ersatz geben soll für den Instinkt des Thieres, das sorglos seinen Lebensunterhalt findet — dann wird über „Utopien“ geschrieben.

Weit ist die gegenwärtige Kunst entfernt von ihrer zukünftigen Blüthe. Nur vereinzelte Künstler liefern in ihren Werken eine Ahnung der Zukunft. Der heutige Künstler leidet eben unter dem Drucke des allgemeinen sozialen Elends. Es kränkt fürwahr, wenn der Maler, um leben und schaffen zu können, die Frage eines Millonärs porträtiren, wenn der Musiker leichte Tafelmusik komponiren, wenn der Dichter Leihbibliotheken-Romane schreiben muß. Und wie können gute Theaterstücke entstehen, solange der Theaterdirektor mit dem Publikum nur als kaufmännischer Spekulant verkehrt und in dem Stücke nichts sucht als Einträglichkeit, Verzinsung des Kapitals.

Ihr leidenden Mitbrüder jeden Theiles der Gesellschaft, die ihr großend darüber brüht, wie ihr aus Sklaven des Geldes zu freien Menschen werden möchtet, helft nicht nur euch, sondern auch dem Künstler, damit ihr alle die Herrlichkeit der Kunst genießt, damit ihr aus Knecchten der Industrie zu schönen, selbstbewußten, glücklichen Menschen herangebildet werdet. Denn besser, als eine gealterte Religion, vermag die Kunst dem Leicht an wilde Klippen und in leichte Klüften abweichenden Strome leidenschaftlicher sozialer Bewegung ein schönes, hohes Ziel zuzuweisen: das Ziel edler Menschlichkeit.

„Ist die Gesellschaft dereinst so menschlich, schön und edel entwidelt, wie wir es allerdings durch die Wirksamkeit der Kunst allein nicht erreichen werden, wie wir es aber im Verein mit den unausbleiblich bevorstehenden großen sozialen Revolutionen hoffen dürfen und erstreben müssen, so werden die theatralischen Vorstellungen Unternehmungen sein, bei denen der Begriff von Geld und Erwerb gänzlich schwindet; denn gedeiht die Erziehung immer mehr zu einer künstlerischen, so werden wir alle einst soweit Künstler sein, daß wir, gerade als Künstler, um der Kunstangelegenheit willen, nicht eines nebenbei liegenden gewerblichen Zweckes halber, zu einer gemeinsamen freien Wirksamkeit uns vereinigen können.“

Carlo Pisacane,

ein Vorläufer des Sozialismus in Italien.

I.

C. Z. Der moderne Sozialismus, international wie er seiner Ursache, seinem Ziele nach ist und sein muß, zählt in allen Ländern, deren Gesellschaftsordnung auf den gleichen Besitz- und Produktionsverhältnissen beruhen, mehr oder weniger klar blickende Vorläufer. Frankreich stellt den glänzenden Heerführer seiner großen Utopisten und neben ihnen Pecqueur, der bereits kollektivistische Theorien entwickelte, England hat Thomas Morus und Robert Owen, Deutschland den genialen Weitling.

Italien muß in der Zeit und Entwicklung weiter zurückgreifen, auf Savonarola und Campanelli verweisen. In unserm Jahrhunderte schienen die gesellschaftlichen Mißstände im Vaterlande der Oracchen kein Echo in sozialistischen Theorien gefunden zu haben.

Als eine sozialistische Bewegung erwachte, so knüpfte sie theoretisch an den Gedankenkreis an, der vom Auslande her gebracht wurde. Und doch sind es heute kaum mehr als dreißig Jahre her, daß ein logisch denkender und vor den letzten Konsequenzen nicht zurückschreckender Geist zu Schlussfolgerungen gelangte, welche sich im Wesentlichen mit den Grundlehren des modernen Sozialismus decken. Aber Der, welcher dieselben zog, mußte das „Wehe den Besiegten!“ erfahren, das seine Vorgänger

so oft den Unterworfenen fühlen gelassen, er fiel auf dem Schlachtfeld, ehe er sein Werk endgiltig zum Abschluß bringen konnte, und dieses selbst wurde von eiteln Politikern systematisch zu Tode geschwiegen.

Carlo Pisacane di Genaro, Herzog von San Giovanni zählt durch seine Abkunft zum kleinen Kreis der Geburts-Besitzerkratie, durch seine Ueberzeugungen, sein Wirken gehört er zur großen Familie des Geistes- und Herzensadels aller Zeiten und Länder. Anscheinend zum Vertheidiger historischer Ueberlebens, alter Vorrechte, tief wurzelnder Ungerechtigkeiten bestimmt, erweist er sich als Vorkämpfer eines neuen gesellschaftlichen Lebens, einer jungen Freiheit und Gerechtigkeit. Ein Sohn des klassischen römischen Bodens, auf dem der Begriff des individuellen Eigenthums, „das Recht zu brauchen und zu mißbrauchen“ bis zu seiner äußersten Absurdität herausgebildet und in widerspruchsvolle, sinnlose Rechtsformeln versteinert ward, machte er sich zum Herold einer neuen Zeit, erklärt er dem individuellen Eigenthum, als der Wurzel alles sozialen Uebels, einen Krieg auf Leben und Tod.

Zwischen der romantischen Liebesidylle, welche an der Schwelle seiner Jünglingsjahre steht, und der ruhmvollen Tragik seines Todes auf dem Schlachtfeld zu Sala und Audla, liegen relativ nur wenig Jahre, aber Pisacane hatte dieselben voll und ganz gelebt, mit der rückhaltlosen, leidenschaftlichen Hingabe seiner feurigen, energischen Natur, mit Bethätigung seines ganzen Wesens als Kämpfer und Denker. Seine Thaten zeigen ihn als Insurgenten gegen die damalige Gestaltung der politischen Verhältnisse Italiens, als klug berechnenden Verschwörer, kühnen und militärisch begabten Freischärler, seine Ideen stempeln ihn zum Revolutionär gegen die gesammte soziale Ordnung, zum Theoretiker, der an scharfsichtiger und klarer Auffassung der Verhältnisse, an Logik der Schlüsse die meisten seiner revolutionären Landsleute, ja Zeitgenossen bedeutend übertrug.

Carlo Pisacane wurde 1818 zu Neapel geboren. Er erhielt seine Ausbildung in der Militärschule zu Runciatella, die er mit glänzendem Erfolg absolvirte, um dann vier Jahre lang als Page am königlichen Hofe zu verweilen.

Als zwölfjähriger Knabe hatte er mit einem gleichaltrigen Mädchen, mit dem ihn eine leidenschaftliche und erwiderte Neigung verband, Schwüre ewiger Liebe und einer baldigen Verheirathung geschworen. Das Leben hatte die Kinder auseinander gerissen, aber Pisacane hatte weder bei seinen Studien noch in den Unruhen der Hofseite das alte Verlöbniß vergessen, und kaum war er frei, so suchte er die Braut seiner Knabenjahre. Er fand sie verheirathet, und sein Schmerz war ebenso groß wie sein Entschluß rasch und für seinen Charakter bezeichnend: er entführte die junge Frau und ging mit ihr im Februar 1847 nach London, von da aus über Paris nach Marseille, wo er als Sekondeleutnant in die französische Fremdenlegion eintrat, die für Algier bestimmt war.

Als die Revolution von 1848 in ganz Italien patriotische Erhebungen zeitigte, erachtete es Pisacane für seine Pflicht, für die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu den Waffen zu greifen. Er kehrte aus Algier zurück und legte in dem achtzehn Monate währenden Kampfe glänzende Beweise seiner Tapferkeit und seiner militärischen Befähigung ab.

Die Niederlage konnte ihn wohl ins Exil jagen, aber nicht zum Verzicht, nicht zum Einstellen eines Kampfes zwingen, der nach seiner Ansicht nicht nur die Vertreibung der ausländischen Tyrannen, sondern die Gründung einer sozialen Republik herbeiführen sollte.

Er legte den Kampf, der momentan mit dem Schwert unmöglich geworden, mit der Feder fort. Nachdem er über den kaum beendeten Feldzug geschrieben („Guerra combattuta in Italia negli anni 1848—1849“) legte er in den „Saggi“ (Essais) sein soziales Glaubensbekenntnis nieder.

Gleichzeitig blieb er in engster Fühlung mit den italienischen Patrioten und suchte den Sturz der Fremdherrschaft und die Einigung Italiens, allerdings nicht unter monarchischer, sondern republikanischer Regide, als Vorstufe weiterer Entwicklung anzubahnen. Seiner thatenfrohen Natur und seiner Ueberzeugung gehorchend, war er die Seele einer Verschwörung, der zu Folge sich zirka hundert Patrioten in Genua auf dem Dampfer Cagliari einschifften, der über Sardinien nach Tunis gehen sollte. Einmal auf offener See zwangen die Revolutionäre den Schiffskapitän auf die Insel Pougria zuzusteuern, in deren Bagnò zahlreiche politische Gefangene, Opfer der neapolitanischen Bourbonen schmachteten. Die kühne Freischaar landete, befreite gegen vierhundert Gefangene, die sich mit ihren Kettern zusammen einschifften und steuerten dann auf Capri zu. Die Landung ward dafelbst unter Abenteuern und Schwierigkeiten bewerkstelligt, und das verwegene Häuflein hielt sich 22 Tage lang gegen die Truppen des Königs „Bomba“, der auf die Nachricht des Ereignisses hin entseht nach Gaeta geflüchtet war. Die neapolitanischen Soldnertruppen wurden noch in aller Eile durch die bewaffneten Bauern der Gegend verstärkt, und der Uebermacht gegenüber konnte auch der größte Heroismus, der Wunder von Tapferkeit bewirkte, die Niederlage nur hinauschieben, aber nicht vermeiden. Auf dem Schlachtfelde zu Sala und Audla fiel über die Hälfte der Insurgenten, eine große Anzahl von ihnen ward stehenden Fußes fusillirt, der Rest in den Bagnò geschickt, wo er 1860 von Garibaldi und seinen „Tausend“ befreit wurde.

*) Spigname, mit dem das Volk Ferdinand II. von Neapel bezeichnete, nachdem er die Volkserhebung von 1848 mit unerhörter Grausamkeit niedergeworfen hatte.

Bisacana gehörte zu denen, welche in verzweifelter Ringe, ohne Illusion über den Ausgang des Unternehmens auf dem Schlachtfelde ihren Tod gefunden hatten. Die rühmreiche Niederlage von Capri ward wie ein zweites Marathons von der liberalen Presse ganz Europas verherrlicht, und Bisacane, der kühne Führer einer kühnen Schaar, der vermeintliche „patriotische Rebell“ war der viel gefeierte, schwungvoll besungene Held des Tages. Die Genueser Polizei ließ es sich angelegen sein, durch Veröffentlichung des „politischen Testaments“ von Bisacane den spießbürgerlichen Enthusiasmus vom Siedepunkte auf Null sinken zu machen. Bisacane bekannte sich in diesem Dokument als leidenschaftlicher Anhänger des konsequenten Sozialismus, dessen erste Lebensäußerungen 1848 hingereicht hatten, um zu bewirken, daß die Bourgeoisie allen Liberalismus zum Teufel und sich selbst in die Arme der ärgsten Reaktion warf. Das Bekenntniß reichte hin, daß sich das Blättchen der „öffentlichen Meinung“ rasch wendete, das liberalisirende Bürgerthum befiß sich Bisacane's Namen gegenüber einer solchen Vergeßlichkeit, daß er nicht die geringste Dankesbezeugung des „befreiten Vaterlandes“ erhielt, mit denen Anderen gegenüber so freigebig um sich geworfen ward.

Schnitzel.

Ist einer stärker wie ein anderer, so ist er doch vielleicht schwächer als zwei; und wer zweien noch immer überlegen ist, ist doch schwächer wie vier. So brauchen also die Schwachen nichts zu fürchten, wenn sie, von Liebe zu einander befeelt, wirklich einig sind.

Lamennais.

Wenn ein Mensch in der Würde ist, und hat keinen Verstand, so ist er gleich wie ein Vieh, das vertilgt wird.

Psaln 49, 21.

Wir müssen mit dem Fürsten Bismarck gehen, wenn wir auch hin und wieder einen Tritt erhalten.

v. Hellendorf in öffentlicher Wählerversammlung.

Hat man viel, so wird man bald noch viel mehr dazu bekommen. Wer nur wenig hat, dem wird auch das wenige genommen.

Wenn Du aber gar Nichts hast, Ach, so lasse dich begraben — Denn ein Recht zum Leben, Lump, Haben nur, die Etwas haben.

H. Heine.

Es erben sich Gesetz und Rechte Wie eine ew'ge Krankheit fort; Sie schleppen von Geschlecht sich zum Geschlechte Und rücken sacht von Ort zu Ort. Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage; Weh Dir, daß Du ein Enkel bist! Vom Rechte, das mit uns geboren ist, Von dem ist, leider! nie die Frage.

Goethe, Faust.

Glück und Unglück gehen gewöhnlich dahin, wo schon das meiste davon ist.

Gracian.

Die Dummheit fällt allemal mit der Thür ins Haus, denn alle Dummen sind verwegen.

Gracian.

Gesetz ist mächtig, mächt'ger ist die Noth.

Goethe.

Freier Athem, freie Rede, Für die Wahrheit ohne Fehde, Fehd' auf Leben und auf Tod.

M. Arndt.

Dies über Alles: sei Dir selber treu! Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage, Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen.

Shakespeare.

Kleine Mittheilungen.

Nichts ist kennzeichnender für die ökonomische Revolution, welche wir durchleben, als das Abnehmen der Zahl der industriellen Betriebe und die gleichzeitig vor sich gehende Steigerung der Produktion. Diese Erscheinung findet sich in allen Industriezweigen, sie beweist die Behauptung des wissenschaftlichen Sozialismus von der stetigen Akkumulation des industriellen Kapitals, vom Herabsinken des Mittelstandes in das Proletariat. Das voraussetzende Ende dieser Entwicklung ist die Scheidung der Gesellschaft in wenige Aneigner des ganzen Volksvermögens und in eine durch eine überbrückbare Kluft von diesen geschiedene, nur über ihre Arbeitskraft verfügbare Klasse von Proletariern.

Wäre man die Industriestatistik nur etwas pflegen, so könnte man wohl diese Entwicklung bei allen Industriezweigen nachweisen. Leider ist dies nur ganz vereinzelt möglich, so bei der Brauindustrie.

Während z. B. in Wien und Umgebung im Jahre 1849 39 Brauereien vorhanden waren, zählte man im Jahre 1881 nur 18, nicht einmal mehr die Hälfte der im Jahre 1849 gezählten; die Bierproduktion ist aber keineswegs auf die Hälfte gefallen, sie hat sich in dieser Zeit fast verdreifacht. In im Jahre 1887 produzierten zwei Brauereien, die vorwärts-Schwechat und St. Marx,

allein 166 312 Hektoliter mehr Bier, als alle 39 Brauereien im Jahre 1848. Während im Jahre 1848, das trotz der bewegten Zeit keineswegs einen Produktionsausfall mit sich brachte, die Brauereien im Durchschnitt 17 250 Hektoliter brauten, betrug im Jahre 1887 die durchschnittliche Bierproduktion jeder Brauerei 141 084 Hektoliter.

Es kam daher auf jede Brauerei im Jahre 1888 das Achtefache der Bierproduktion einer Brauerei des Jahres 1848.

Je größer der Betrieb, desto stärker das Anwachsen, desto ausgeprägter der Trieb zur Akkumulation. So braute man in Klein-Schwechat im Jahre 1848 54 175 Hektoliter Bier, dagegen im Jahre 1887 um 402 085 Hektoliter mehr; in St. Marx stieg die Bierproduktion von 31 253 Hektoliter im Jahre 1848 auf 382 800 im Jahre 1887, dagegen hat die kleinste Brauerei der Wiener Umgebung ihre Bierproduktion von 1876 Hektoliter im Jahre 1848 nur auf 3888 Hektoliter im Jahre 1887 steigern können und 26 Brauereien mußten ihren Betrieb ganz einstellen.

Aus der im Bronnerrpavillon der Jubiläums-Ausstellung angefertigten Tabelle der Bierproduktion von Wien und Umgebung kann man auch auf die weitere Entwicklung der Bierproduktion schließen, man kann ersehen, daß immer weniger Brauereien der erdrückenden Konkurrenz der großen Braustätten von Klein-Schwechat, St. Marx, Kieselring und Hütteldorf werden Stand halten können, daß in 10 Jahren sich die Zahl der Brauereien vielleicht wieder um die Hälfte vermindert hat und dann gleichzeitig die Bierproduktion gestiegen sein wird.

Daß diese Entwicklung nicht nur in der Wiener Brauerei vor sich geht, sondern auch anderwärts, beweist die Entwicklung der Bierbrauerei in München, auf welche wir schon öfter hingewiesen haben.

Die stille, aber gewaltige und folgenschwere Revolution kann von Niemandem in ihrem raschen Laufe aufgehalten werden, sie ändert schon vor unseren Augen die Vermögensvertheilung in der Bevölkerung, sie verschiebt die Stellung und die Macht der Klassen unserer Gesellschaft, sie vereinigt in die Hände einiger Weniger, nicht durch Begabung und Tüchtigkeit, sondern nur durch nicht selbst erworbenes Vermögen Begünstigter, die Schätze der Welt, sie schafft aber diesen Wenigen als unerschöpfliche Gegner die ganze übrige Bevölkerung, sie organisiert dieselben in ihren großen Betriebsstätten und sie bereitet der Wirtschaftsunordnung, welche sie erndlicht, das Grab.

V. Die bayerische Polizei kann sich dormalen rühmen, ihren Amtsgenossen in allen übrigen deutschen Vaterländern in Bezug auf „schneidige“ Ausführung des Sozialistengesetzes weit über zu sein. Sieht es schon überall im Reiche mit der Versammlungs- und Vereinsfreiheit der Arbeiter recht windig aus, so kann man sagen, daß dieselbe nunmehr im Vaterlande — außerhalb der Wahlzeit — so gut wie gänzlich vernichtet ist. Nur die Stadt Müllenberg macht hierin noch eine gewisse Ausnahme. Im ganzen übrigen Lande zusammengewaschen findet unter dem jetzigen Zustand noch kein Dugend, vielleicht noch kein Halbdugend von Sozialdemokraten einberufenen Volksversammlungen statt! In den beiden Münchener Wahlbezirken mit ihren 23 000 sozialdemokratischen Stimmen ruhete das Versammlungs-„Recht“ der Arbeiter von Mitte 1887 bis Oktober 1888, also über 1/4 Jahre lang, gänzlich. Alle Versuche zur Einberufung von Versammlungen wurden entweder durch Saalabtreibung oder durch ein ausdrückliches Verbot zu nichte gemacht. Ueber die vor 3 Wochen endlich zur allgemeinen Ueberraschung zu Stande gebrachte Versammlung ist in der „Volks-Tribüne“ schon ausführlich berichtet worden. Man glaubte nun mehrfach an die günstigere Wendung und machte sich an die Veranstaltung weiterer Versammlungen. Die zunächst anderwärts, welche in der schwäbischen Stadt Kaufbeuren stattfand, kam glücklich zu Stande und brachte einen vollen Erfolg. Die Arbeiterzahl des nur 6000 Einwohner zählenden Städtchens beschämte durch ihren Eifer die mancher viel größeren Stadt und bewies, wie groß das Bedürfnis und der Wunsch nach Aufklärung überall unter den Arbeitern ist und wie — im Gegensatz zu der gegnerischen Behauptung — das Volk nichts weniger als „agitationsmüde“ ist, wenn ihm nur nicht jede Möglichkeit der Belehrung über die politischen und wirtschaftlichen Tagesfragen von der Gewalt abgeschnitten wird. Die Versammlung zählte 600 eng aufeinander gepackte Zuhörer, Hunderte konnten nicht mehr in den Saal. Der Eindruck der Versammlung, in welcher Bollmar sprach und auch verschiedene einheimische Arbeiter als Redner auftraten, war ein bedeutender und wird nachhaltig sein. Seit diesen beiden vereinigten Versammlungen scheinen aber die Behörden wieder ganz auf die alten Sprünge gekommen zu sein; denn alle Versuche zur Veranstaltung von Versammlungen scheiterten bis jetzt. In Würzburg, wo man schon seit 4 Monaten vergeblich nach einem Saale sucht, wurde der Magistrat um Ueberlassung der Turnhalle angegangen „Abgelehnt. In München sollte letzten Sonntag Volkmar über „die Lage der deutschen Arbeiter nach den amtlichen Berichten der Fabrikinspektoren und die Arbeiterforderungen“ sprechen. Die Polizei aber verbot die Versammlungen, weil an diesem Tage Kirchweihfest sei, und eine Versammlung an diesem Tage „zur Befürchtung und Störung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit Anlaß biete.“ Diese Begründung hat wenigstens den Vortheil der Neuheit für sich und bringt in dem geistlosen Einerlei der sozialistengesetzlichen Verbote eine gewisse Abwechslung. . . . Jedenfalls kann man den Bogen wohl nicht mehr höher spannen als es die bayerische Polizei thut.

Der Ehrenberg. Aus Wiesbaden, den 22. Oktober, wird der „Frankf. Zig.“ geschrieben: „Es geht uns hier eine Mittheilung zu, die wir, wäre die Quelle nicht eine ganz zuverlässige, für unglaublich halten würden. Man erinnert sich des gegen den Hauptmann a. D. v. Ehrenberg erlassenen Steckbriefs, in welchem alle Behörden ermahnt waren, den des Landesverrats beschuldigten ehemaligen Offizier zu verhaften und an das Militärgericht zu Karlsruhe abzuliefern. Auch der hier erscheinende „N. Cur.“ druckte den Steckbrief ab, v. Ehrenberg geht aber frei in Wiesbaden umher.“

Seit einiger Zeit hat sich in Dresden ein Demunziantenthum ganz eigener Art herausgebildet. Bei Vertheilung sozialdemokratischer Flugblätter wurde mehrfach beobachtet, daß Wohlfahrtspolizeibeamte die Austräger verfolgten und ihre Sitzirung zum Bezirke veranlaßten. Diese Leute scheinen sich der Rolle, welche sie dabei spielen, nicht recht bewußt zu sein und es wäre wünschenswerth, daß der Rath der Stadt Dresden die ihm unterstellten Beamten dahin belehrte, daß jene Flugblattvertheiler, so lange das Flugblatt nicht verboten, sich — wo kein Belagerungszustand herrscht — in Ausübung ihrer staatsbürgerlichen Rechte befinden und es der höchst achtungswerthen Institution der Wohlfahrtspolizei durchaus nicht zur Ehre gereichen könnte, wenn deren Beamte Staatsbürger auf diese Weise belästigten.

Liste

der in Berlin für Unteroffiziere und Mannschaften verbotenen Lokale.

1. Salzweid, Klosterstr. 83.
2. Unardt, Webersstr. 22.
3. Schülz, Adalbertstr. 23.
4. Perlmutter, Köpenickerstr. 195.
5. Kubatz, Prützgerstr. 85.
6. Koch, Hollmannstr. 2.
7. Josta, Gütlichenerstr. 73.
8. Ruchow, Salsenstraße 35 a.
9. Lindenborn, Gneisenaustr. 17.

10. Bergmann'sche Häuser, Johannerstr. 2-5.
11. „Gütlichenerstr. 17-18.“
12. Schward, Blumenstr. 5.
13. Schneider, Flottwellstr. 6.
14. Wittig, Turmstr. 42 e.
15. Funke, Annenstr. 46.
16. Früher Kreuz, Admiralsstr. 40.
17. Brüder, Elisabeth-Platz 16-17.
18. Mitau, Wienerstr. 31.
19. Bartel, Brunnenstr. 145.
20. Heise, Hollmannstr. 33.
21. Steinfke, Münzstr. 7.

(Fortsetzung folgt.)

Bereine und Versammlungen.

Die Offenbacher Frauenkaffe (Central-Kranken- und Begräbniskasse für Frauen und Mädchen in Deutschland. G. S. 26.) wies im 2. Quartal 1888 eine Netto-Einnahme von 36 423 Mark und eine Netto-Ausgabe von 36 179 Mark auf, sodas — trotz der hohen Generalversammlungskosten — noch immer ein Ueberschuß von 244 Mark verblieb. — Die Zahlstellen der Kaffe befinden sich für Nord, bei Herrn Grothmann, Bernauerstr. 76 v. R., für Nordwest bei Herrn Schiehl, Friedrichstr. 154, S. III., für Ost und Nordost bei Frau Schneider, Blumenstr. 29, Seifenhandlung, für Südost bei Frau Schneider, Oranienstr. 20, S. I. L., für West und Südwest bei Frau Rohmann, Wilhelmstr. 3, Quergeb. III, sowie beim Vorsitzenden Herrn Hiesfeldt, Brückenstr. 4 im Laden. Meldungen zur Aufnahme werden in allen Zahlstellen entgegengenommen. Der Eintritt kostet 1 M., wofür das Quittungsbuch nebst Statuten verabsolgt wird.

Anruf an alle Arbeiterinnen Berlins! Am Dienstag, den 30. d. M., Abends 8 Uhr, findet im Louisenstädtischen Konzerthaus, Alte Jakobstr. 37, eine große öffentliche Versammlung statt, um auch das Urtheil der Arbeiterinnen über die von der Regierung geplante Alters- und Invalidenversicherung zum Ausdruck zu bringen. Da die Arbeiterinnen in dem Entwurf des Bundesrathes noch viel kläglich bedacht sind, wie die Männer, so ist wohl am Dienstag auf einen imposanten Besuch zu rechnen. Referentin ist Frä. Johanna Jagert.

Altersversicherung. Am Freitag voriger Woche sprach Herr Nebel im Floragarten zu Dresden in öffentlicher Volksversammlung über den „Entwurf der Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter.“ Der kleine ca. 400 Personen fassende Saal war überfüllt, während fast die doppelte Zahl im Garten — die Fenster waren geöffnet — den Worten des gefeierten Volksredners lauschten. Die Versammlung verließ sich ablehnend zu dem Entwurf.

Die Rechtschutzkommission der „Freien Vereinigung der Arbeiter Berlins“ hat sich bereits konstituiert. 1. Vorsitzender A. Lätow, Mauerstr. 9 v. 3 Tr.; 2. Vorsitzender L. Pfeifer, Seidenstr. 9, S. 4 Tr. I.; als 1. Schriftführer O. Stegemann, Brunnenstr. 114 a., v. 3 Tr.; 2. Schriftführer C. Wittner, Zimmerstraße 11, Hof part. und P. Frank, Holzgartenstr. 6, v. 2 Tr. Kollegen, welche mit ihren Arbeitgebern in gewerbliche Streitigkeiten gerathen, werden ersucht, einem der Obgenannten den Sachverhalt entweder schriftlich, unter genauer Angabe aller Nebenabsichten, oder mündlich mitzutheilen, um das Weitere zu veranlassen.

Briefkasten.

Liste zum Sammeln von Abonnenten sind jederzeit auf unserer Expedition zu erhalten und werden auch gratis übersandt.

Freund unseres Blattes. Annoncen werden bis Freitag Mittag 1 Uhr angenommen.

Verein. Sie haben vollständig Recht. Für die Vereine ist das Annonzieren eine geringe Ausgabe, die Blätter aber, welche die Arbeiterinteressen mit Opfern vertreten, werden dadurch wesentlich unterstützt. Hoffentlich sind Ihre Bemühungen in Ihrem Verein bald mit Erfolg gekrönt.

Neu-Darenberg. Wiederholen Sie zunächst, unter Angabe des ersten Datums die Reklamation. Antwort müssen Sie erhalten, sonst können Sie sich beschweren.

M. S. 3 Mark in der That bezahlt. Vorige Woche kein Raum.

Halle. Wir bitten, bei Sanow zu abonnieren.

Jelenroda. Wenn wir bis zu nächster Nummer nicht endlich etwas von den versprochenen „Thaten“ sehen, liefern wir nicht weiter.

Lauterberg. Wie wollen Sie es denn mit dem Bezahlen halten?

Stettin. Die Ministerialverordnung können wir buchhändlerisch nicht aufreiben. Wir kennen sie nur aus größeren Gesellschammlungen.

Halle a. S. Die Schuld liegt ganz und gar nicht an uns. Erst Donnerstag Abend gelangte an die Redaktion ein Schreiben: Sonnabend solle Versammlung stattfinden. Erst Freitag früh kam es in die Hände des Redakteurs, der sofort abtelegraphirte. Er bemühte sich jedoch um einen anderen Redner, was mißlang und Sonnabend früh ebenfalls telegraphisch übermittelt wurde. Die Parteifremde auswärts sollten überhaupt etwas mehr Rücksicht nehmen; vielfach scheinen sie zu denken, sie brauchen in der Provinz nur zu preisen, und der gewünschte Redner dampft mit dem nächsten Zuge von Berlin ab. Das geht überhaupt nicht, und geht bei Leuten, die an sich schon viel beschäftigt sind, erst recht nicht.

Holzwohle. Die Erzeugung der Holzwohle besteht darin, daß ein Holzstück in lauer kleine Holzstäben zerschnitten wird. Man kann dieselben von beliebiger Feinheit herstellen. Außer den Verwendungen als Verpackungsmittel, als Polstermaterial, als Verbandstoff, als Mätmittel für Bier, empfiehlt man die grobe Holzwohle auch als Streu in Viehhallen.

Abonnent. Loderitter waren solche Ritterbürtige, die mit dem Fehderecht Mißbrauch trieben, d. h. ohne Abfage- oder ohne Fehdbrief Krieg führten, also „raubten“. Sie hießen auch „Schnapphähne“ oder „Stegreif-Ritter“.

Landtagswahl. Die Wahlmänner müssen Wähler desselben Wahlbezirks sein, brauchen aber nicht innerhalb dieses Bezirks derselben Abtheilung anzugehören, in der sie gewählt werden. Die Wahl eines Nichtpreußen kann angefochten werden, auch wenn derselbe in der Wählerliste gestanden hat.

Wähler. Die dritte Abtheilung wählt zuerst, um 9 Uhr Morgens. Alle eingeschriebenen Wähler werden vom Wahlvorstand ausgerufen und die Ertheilungen geben am Vorstandstische mündlich die Namen der Wahlmänner zu Protokoll, welche sie wählen wollen. Ist eine Stichwahl nothwendig, so wird diese sofort vollzogen; es darf also kein Wähler der dritten Abtheilung eher das Wahllokal verlassen, als bis die Wahl in seiner Abtheilung definitiv vollzogen ist. Unmittelbar nach der dritten Abtheilung wählt die zweite und zuletzt die erste. Da nicht voranzutreten ist, wieviel Zeit die Wahl in einer Abtheilung in Anspruch nimmt, müssen alle Wähler, auch die der zweiten und ersten Abtheilung, schon beim Beginn der Wahlhandlung im Wahllokal anwesend sein. Im Allgemeinen haben also nur Tagesdie Zeit, eine derartige Wahl mitzumachen.

Verschiedene Vereinsberichte mußten wegen Raummangels zurückbleiben.